
Sieg
eines Enthüllers von
Bibelfälschungen
Ludendorffs Verlag G.m.b.H. München

Sieg
eines Enthüllers von Bibelfälschungen

Jacolliot siegt über die Fachgelehrten
seiner Zeit und zugleich über die Gegner
von Frau Dr. Mathilde Ludendorff.

Herausgegeben
von
Dr. Mathilde Ludendorff



1937

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Inhaltsangabe.

Einzelpreis —.90 RM.

Printed in Germany / Druck der Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen.

Der zeitlose Listkampf gegen die zeitlichen Kämpfer für Wahrheit.

So grauenvoll auch die Berichte der Folterungen und Verbrennungen an ungezählten Verfechtern der Wahrheit in vergangenen Jahrhunderten im Namen Jehovas sind, so erschütternder noch ist der ewig wieder zum Siege führende Listkampf der Vertreter der jüdischen Konfessionen gegen all die tapferen Streiter für die Wahrheit auf dem Gebiete der Forschung. Aus ihrem Rasseerbgut „herauserlöste", entwurzelte Menschen sind Eintagsfliegen. Sie denken nicht an die Zusammenhänge mit den Vorfahren und den Nachfahren. Wollen sie Siege der Wahrheit erfechten, so empfinden sie als wichtigsten Ansporn die Hoffnung, daß sie selbst in ihrem kurzen Leben noch den Sieg der Wahrheit, die Niederlage ihrer Gegner erleben. Alles, was nicht rasch zu diesem Siege zu führen verheißt, dünkt ihnen „aussichtlos", „unwichtig", ja gar „unklug". Und doch ist es nur der zeitlose, nur auf Ewigkeitwerte bedachte Kampf für die Wahrheit, der den Sieg über den zeitlosen Kampf der Priester durch ihre Hörigen für die Dogmen verspricht. Eben darum haben auch die Vertreter der naturwissenschaftlichen Forschunggebiete, die selbst nur nach Wahrheit forschten, ohne überhaupt an die Auswirkungen gegenüber den unhaltbaren Dogmen verschiedener Religionen zu denken, von allen Kämpfern um die Wahrheit in den vergangenen Jahrhunderten das Wesentlichste erreicht. Die aber, die sich über die Gewaltherrschaft der Dogmen empörten, und für die Freiheit und den Sieg der Wahrheit unmittelbar stritten, sind so oft ohne Wirkung auf die Nachwelt im Kampfe gefallen, denn sie ersehnten nur baldigen Sieg innerhalb ihres Geschlechtes, sie trachteten nicht danach, das, was vergangene Geschlechter in diesem Kampfe schon leisteten, aus dem Schutt, den man darüber geworfen hatte, auszugraben, es wieder auferstehen zu lassen. Sie trachteten nicht darnach, das neu Erworbene aus der Gegenwart den kommenden Geschlechtern zu retten, sie trachteten nicht danach, mit ihren Mitkämpfern die enthüllte Wahrheit ebenso zähe und ebenso unermüdlich dem Volke zu wiederholen, wie die Priester immer die gleichen Behauptungen der Bibel jahraus, jahrein dem Volke einhämmern. Ist eine die Wahrheit enthüllende Schrift nur ein Jahr alt, so wird sie schon nicht mehr als wichtig erachtet, weil sie nicht mehr „neu" ist. Eintagsfliegenkampf steht dem zeitlosen immerwährenden Kampf entpersönlichter Dogmenvertreter gegenüber, und so lange dies so bleibt, ist der Sieg nicht bei den Streitern der Wahrheit. Auch diese Schrift gilt der Wiederauferstehung eines von den Christen nach seinem Tode als Schwindler verlästerten Streiters für die Wahrheit über die Bibel und ihre Entstehung, des Franzosen Jacolliot. Haben wir seinen Sieg über die Fachgelehrten seinerzeit an Hand seiner heute fast verschwundenen Zeitschrift für die kommenden Geschlechter festgehalten, so ist die Lüge, daß sein Quellenmaterial Schwindel sei, gestürzt und damit auch alle Unwahrheit, die man über mein Buch „Erlösung von Jesu Christo" verbreitet hat. Nur wenn wir

zähe und unermüdlich die Kette fest schließen zwischen allen Kämpfern für Wahrheit vergangener Geschlechter, die man verlästert und totgeschwiegen hat, und auch unser Werk der Gegenwart so verbreiten und verwahren, daß es kommenden Geschlechtern mit Sicherheit erhalten bleibt, wie zunächst noch Priesterlehren und Bibel, erst dann können wir hoffen, daß die Wahrheit für immer und nicht nur während der kurzen „Welle" unserer Lebenszeit gilt. Das ist der Sinn der Veröffentlichung dieser Schrift. Mit ihr stürzen alle Gegenschriften gegen mein Buch „Erlösung von Jesu Christo", auch die des Professors Hertel. Mögen die Fechter für die Wahrheit diesen Sinn erfassen, die hohe Bedeutung dieser Schrift erkennen und danach handeln.

Unbequeme Forscher werden zu „Schwindlern" ernannt.

Es ist ein der Wissenschaft sehr bekanntes Vorkommnis, daß eine ganze Reihe großer Forscher, die unerschütterliche Tatsachen enthüllten, der Versuchung erlagen, nun aus den gewonnenen Erkenntnissen Theorien abzuleiten, die in irgendwelchem Zusammenhange mit dem Erforschten stehen. Sind diese Theorien nicht haltbar, werden sie von der Nachwelt widerlegt, so ist das von den Forschern zusammengetragene Tatsachenmaterial um deswillen keineswegs mitwiderlegt oder als „unhaltbar" überwunden.

Das ist eine Binsenweisheit der Wissenschaftler, und sie haben stets erfahren, daß das gesammelte Tatsachenmaterial eines Forschers mit Recht wieder und wieder in der Wissenschaft verwertet wird, ganz unabhängig davon, daß seine Theorien widerlegt sind. Die Kirchenvertreter, auch oft im Gewande „weltlicher" Wissenschaften auftretend, haben dahingegen die Unkenntnisse der Laienwelt auszunützen gewußt und Tatsachenmaterial der Wissenschaft, das den Kirchendogmen gefährlich ist, da es sie widerlegt, als überwunden erklärt, weil die Theorie der Forscher, die sie an ihr Material knüpften, widerlegt war. — So haben im vorigen Jahrhundert lange Jahrzehnte hindurch dogmengläubige Christen die ihnen so verhängnisvollen Erkenntnisse der Entwicklung aller Lebewesen aus einzelligen Vorwesen als „widerlegt" und „unhaltbar" vor Laien erklärt, indem sie die „Selektionstheorie" des Forschers Darwin widerlegten, der die Entwicklung an einer ungeheuren Fülle von Beweismaterial nachgewiesen hatte, dessen Theorie aber nicht begründet genug und in wichtigen Teilen nicht haltbar ist. (Näheres s. „Triumph des Unsterblichkeitwillens".) Es ist dieses Verschleiern der Wahrheit nicht geglückt, die Tatsache der Entwicklunggeschichte ist auch in der Laienwelt heute verbreitet!

Ganz ähnlich wie gegen Darwin, aber in noch auffälligerem und ausfälligerem Tone, ging man gegen den Franzosen Jacolliot vor, der mehr als zehn Jahre in Hinterindien Justizbeamter war, die nahe Zusammenarbeit der französischen Richter mit den theologischen Rechtsprechern der Kolonie, den Brahmanen, verwertete, um bei ihnen und an Hand ihrer heiligen Schriften die indischen Religionen und ihre Quellen zu erforschen. Er brachte ein geradezu überwältigendes Quellenmaterial nach Europa, das die Entnahme einer Fülle alt- und neutestamentlicher Erzählungen und Lehren aus den weit älteren indischen Quellen für jeden unvoreingenommenen Forscher außer Zweifel stellt. Da nun aber Jacolliot noch nicht den Tatsachen über die Fabrikation

der Bibel durch beliebige Juden an Hand der griechischen Übersetzungen jener indischen Quellen, wie sie in der Bibliothek Alexandrien und anderwärts den Juden zu Gebote standen (näheres s. „Das große Entsetzen, die Bibel nicht Gottes Wort" von E. und M. Ludendorff) restlos enthüllt sieht, so glaubte er an die Möglichkeit, daß Jesus von Nazareth in den 18 Jahren seines Lebens (vom 12. bis zum 30. Jahre), über die die jüdischen Evangelienschreiber nichts berichten, irgendwie mit diesen indischen Quellen auf Reisen oder Wanderungen vertraut geworden sein könnte, falls er wirklich gelebt habe. Da nun diese Theorie nicht von ihm bewiesen werden konnte, so war es ein leichtes, sie unwahr zu nennen. Der Indologe Garbe nannte sogar Jacolliot einen „notorischen Schwindler". Damit hofften die Christen diesen unangenehmen französischen Forscher mit seinem die Bibelfälschungen so sehr enthüllenden Material ein für allemal ganz los zu sein und glaubten auch, je öfter sie die Behauptung Garbes wiederholten, um so mausetoter sei nun Jacolliots Material für alle Zukunft!

Als ich vor 5 Jahren in meinem Buche „Erlösung von Jesu Christo" Jacolliot nannte und indische Quellenstellen nach Plange von ihm anführte, da erhob sich ein Sturm in christlichen Blättern und in der Presse, auch in Sonderschriften des Evangelischen Bundes usw. Es wurde vor den guten Deutschen behauptet, ich habe mich nun „gänzlich unmöglich gemacht", sei für alle Zeit „vernichtet", stünde „am Pranger" und was dergleichen Wunschvorstellungen noch mehr waren, denn ich sei auf den „notorischen Schwindler" Jacolliot hereingefallen. Gläubig lauschte da das fromme Volk.

Da ich geschrieben hatte, mein Vater, der Sanskrit beherrschte, habe sehr viel von Jacolliots Quellenmaterial gehalten, so wurde so nebenbei noch die Unwahrheit behauptet und allerwärts öffentlich verbreitet, mein Vater habe gar kein Sanskrit gekannt, ich hätte nur so ein bißchen gelogen. Die Hauptsache war, das fromme Volk glaubte dem frommen Trug, während sich bei mir Briefe von Schülern meines Vaters ansammelten, die voll Entrüstung über diese ungeheuerliche Behauptung und das Anzweifeln der Tatsache, daß mein Vater Sanskritkenner war, mir diese Tatsache bestätigen. Ja, um das Volk noch gründlicher von mir und meinem Buche abzuwenden, wurde seine Unkenntnis in wissenschaftlichen Gepflogenheiten so sehr mißbraucht, daß man es wie eine abscheuliche Vaterlandslosigkeit von mir brandmarkte, wenn ich ausgerechnet einen Forscher heranzöge, der Franzose und ein Deutschenhasser gewesen sei! Daß die Schreiber ihres Gottesworts Juden waren, die Hasser aller Nichtjuden sind, brachten diese Christen den Christen dabei nicht in Erinnerung; erst recht teilten sie nicht mit, daß sich in der Wissenschaft jeder Mensch unmöglich macht, der Forschermaterial nur dann verwertet, wenn es vom eigenen Volke stammt, dann aber ablehnt, wenn es von einem Deutschenhasser und Ausländer herrührt.

Nun hoffte man Jacolliot, den Wiedererstandenen, los zu sein und zugleich Mathilde Ludendorff. Aber Wahrheit hat ihre eigenen Gesetze. Niemand von denen, die Jacolliot als „Schwindler" hinstellten, ließ sich wohl träumen, daß ich aus dem Buche Jacolliots „Fetichisme" eines Tages dessen Auseinandersetzung mit dem Professor des Sanskrit am College de France, Foucaux, einem der berühmtesten Sprachforscher der damaligen Zeit, veröffentlichen würde. In dieser Schrift bleibt Jacolliot trotz der heftigen Angriffe seines Gegners, die sehr an die Tonart meiner Gegner von heute erinnern, sachlich und wissenschaftlich, bespricht die Einwände ohne irgendwie persönlich zu werden, muß nicht nur mangelnde Fachkenntnisse des Gegners, nein, auch Verdre-

hungen und Auslassungen an mehreren Stellen nachweisen, kurz, es geht ihm ganz ähnlich wie dem Hause Ludendorff heute! Schon die Tatsache, daß er in seinem Buche die Kritik seines Gegners ungekürzt wörtlich abdruckt und sie so erst ganz geschlossen auf seine Leser einwirken läßt, ehe er mit seiner Widerlegung beginnt, beweist seinen hohen wissenschaftlichen Ernst, seine Sachlichkeit, seine Gesinnung, aber auch seine Siegessicherheit! Da nun Jacolliot außer dieser Voranstellung des ungekürzten, buchstabengetreuen Wortlautes der Gegenschrift Foucaux's bei der Widerlegung im einzelnen noch einmal jeweils den Wortlaut des Absatzes abdruckt und der Widerlegung voranstellt, so hat seine übergroße Gewissenhaftigkeit dem Leser den regen Anteil etwas gefährdet. Sieht er sich doch gezwungen, die unschöne und unsachliche Kampfesweise eines erbitterten Christen, der im Gewande der Wissenschaftlichkeit auftritt, bald nacheinander zweimal zu lesen. Wir lassen daher die von einem vereidigten Übersetzer angefertigte Übersetzung der wortgetreuen Wiedergabe der Foucaux'schen Schrift im Zusammenhang in dem Anhang dieser Schrift folgen und beginnen gleich mit dem Zwiegespräch Foucaux-Jacolliot.

Dr. Mathilde Ludendorff.

Das Vordringen der indo-asiatischen Überlieferung.

Aus:

Fetischanbetung, Vielgötterei und Eingottlehre

von

Louis Jacolliot

1. Teil, S. 43 ff.

Sowohl meinen Lesern zuliebe, welche mir so viele Beweise ihrer Anteilnahme erbracht haben, als auch im Hinblick auf die Kritiker, die es unternahmen in der Presse über meine Arbeitsergebnisse zu berichten, möchte ich vor allen Dingen auf gewisse Angriffe eingehen, da dieselben infolge des Rufes der Leute, von denen sie ausgingen, viel ernster scheinen, als es tatsächlich der Fall ist.

Recht oft wird von seiten der Leser der zwei Welten, mit denen wir im Briefwechsel stehen, an uns die Frage gerichtet: „Sollte es für uns nicht wertvoll sein, etwas über die Ihnen gegenüber geäußerten Einwände zu erfahren?"

Neuerdings hatte es den Anschein, als stellte ein hervorragender Kritiker des National, Herr Clère, eine ähnlichlautende Frage. Er geht auf die von mir aufrechterhaltene Betrachtungsweise in ihren hauptsächlichsten Grundzügen ein und schließt seinen Artikel mit den Worten:

„Die von Herrn Jacolliot zur Stütze seiner Behauptungen gebrachten Beweise scheinen mir zu schwerwiegend, als daß man es für unter seiner Würde halten könnte, ihm darauf entsprechend zu antworten — und, wenn man dazu nur imstande ist, sich nicht wenigstens die Mühe zu seiner Widerlegung zu geben!"

Ich will seinen Wünschen gerne entgegenkommen, indem ich an dieser Stelle wohl auf einen der schwerstzunehmenden Angriffe eingehe, die mir je zuteilgeworden sind; er kam von Herrn Foucaux, dem Professor der Sanskritsprache am französischen Collegium. Ich halte es geradezu für mein Glück, daß ich mich mit seiner Widerlegung zu befassen habe.

Die überwiegende Mehrzahl der in meiner Widerlegung zu behandelnden Fragen steht in einem derart innigen Zusammenhange mit dem Inhalte des vorliegenden Werkes, daß man gewissermaßen von einem unerläßlichen Kapitel sprechen kann, — geeignet, das Feld zu säubern und vorzubereiten.

An Hand dieses Angriffes selbst will ich zeigen, auf welch fester wissenschaftlicher Grundlage meine Beweise ruhen, — und dann werde ich mit noch bedeutend mehr Bewegungsfreiheit gegenüber der zünftigen Wissenschaft meine Untersuchung fortsetzen — über all die vorgeblich turanischen, chaldäischen und semitischen Geistesfrüchte, die man uns als eigene Leistungen dieser Völker hinstellen will, während sie in Wirk-

lichkeit nichts anderes sind als eben Ausstrahlungen der alten brahmanischen Überlieferung.

Im Nachfolgenden bringe ich eine buchstabengetreue Wiedergabe der Abhandlung von Herrn Foucaux (s. Seite 65). Meine Antwort lasse ich darauf folgen.

Eines springt einem an diesem Aufsatz sofort in die Augen: Sein Verfasser hat es völlig vernachlässigt auf die Hauptgrundsätze einzugehen, welche ich im Buche Christna und Christus verfechte, sowie auch auf die darin enthaltenen Forschungsergebnisse über den weitaus überwiegenden Teil der religiösen Mythen aus dem alten Indien.

Herr Foucaux findet es offenbar leichter, hier und da so einen Satzfetzen, irgendwelche Zeitangaben herauszureißen .... ein wenig so im Stroh herumzukratzen, wie unsere Bauern zu sagen pflegen .... Natürlich leichter, als der einzigen, der Frage zuleibezugehen, welche mein Buch aufwirft.

Ist das Christentum eine Angelegenheit einer Offenbarung? Oder ist es nur eine Verschmelzung alter Kulte und Überlieferungen des Ostens?

Hat die Gestalt des Christna nicht die Gestalt Christi hervorgebracht?

Und dies, infolge des unablässigen Vordringens der Überlieferung, das wir in der Sprache, dem Schrifttum, der Philosophie und in der Wissenschaft feststellen können.

Soll man annehmen, einzig und allein die religiösen Wissenschaften hätten diese fortschreitende Entwickelung nicht mitgemacht? Soll man zugeben, sie wären das Ergebnis göttlicher Kundgebungen bei einzelnen bevorzugten Völkern?

Es wäre auch ohne allen Zweifel sehr wichtig gewesen, etwas darüber zu erfahren, was der Herr Sanskritprofessor über die christliche Offenbarung denkt.

Dieses nur ganz nebenbei....

Da gibt es Brahmanen, Bonzen, Talapoine (niedrige Buddhamönche), heulende, zitternde und sich drehende Derwische, dazu die ozeanischen Oreros. Und alle diese Gesellen beanspruchen für sich göttliche Offenbarung und Erleuchtung, welche sie sich aber gegenseitig nicht gönnen wollen.

Mitten in den Gewissenszweifeln der Gegenwart hätte ein starker — und von einer unwiderlegbaren Wissenschaft gestützter Glaube — den beunruhigten Seelen die allergrößten Dienste erweisen und ihnen den wahren Weg weisen können....

Ich hätte gerne für meinen Teil vom Gelehrten erfahren, welche Beweise er uns für die Geschichtlichkeit Christi erbringen könnte, welcher doch seinen Zeitgenossen unbekannt geblieben war... und erst recht für die Glaubwürdigkeit der Evangelien...

Gerne hätte ich es erfahren, von dem hervorragenden Professor. Von ihm, der es nicht abstreiten kann, daß im Manu folgender Spruch geschrieben steht — und wohl an die zwanzig weitere von einer ebensogroßen sittlichen Höhe — Jahrhunderte vor Christus:

„Die Verzichtleistung, die Vergeltung von Bösem durch Gutes, die Mäßigung, die Gerechtigkeitsliebe, die Reinheit, die Unterdrückung der Sinnengier, die Kenntnis der heiligen Schrift, das Wissen von der höchsten Seele, die Wahrheitsliebe, die Enthaltung von Zorn, dies sind die zehn Tugenden, die geboten sind." Buch VI, Spruch 92.

So sage ich, daß ich es gern erfahren hätte, was denn schon das Christentum für sittliche Wahrheiten zu den in diesem erhabenen Sprüchlein aufgezählten hinzugefügt hat. Zu ihm, das ein Vorbild, ja der Grundstoff aller geistigen Glaubenslehren dieser

Welt sein kann. Wie kann es denn auch dazu kommen, daß die zünftige Wissenschaft bei den fortschreitenden Eroberungen der Überlieferung einzig die Religionswissenschaft ausnimmt, um den Propheten und den Verkörperungen Göttlichkeit zuzusprechen!

Dabei hatte Herr Foucaux so einen netten Anfang gemacht. Es hatte ganz den Anschein gehabt, als wollte er der Fragestellung selbst zuleibegehen, anstelle sich mit Dingen abzugeben, welche für den Urgrund der Auseinandersetzung ohne jeden Belang sind. Dieser Gedanke drängt sich bei der Durchsicht seines Aufsatzes auf.

„Herr Jacolliot sagt zu Beginn S. 7: Judäa ist offenbar von Indien her geistig beeinflußt worden. ‚Wenn der Christnalegende Ursprünglichkeit zukommt, so kann die Sage vom jüdischen Christus nicht glaubwürdig sein.' Damit sind wir am Ziele anlangt, dem alles Sinnen und Trachten in dem Buche gewidmet ist; wir können uns nun nach den Einzelheiten des Beweises umsehen." (Siehe Seite 65.)

Wie groß war aber mein Erstaunen, zu bemerken, daß dieser Aufsatz, der doch bestimmt ist, die Mär vom jüdischen Christus zu verteidigen, nur ein einzigesmal — und da nur ganz beiläufig — auf ihn zu sprechen kommt: „Herr Jacolliot vergißt, daß in der Christusverehrung Rom nicht vereinzelt dasteht, — und daß schließlich auch die Griechen und Protestanten an der von ihm hier aufgeworfenen Frage interessiert sind."

Nun ja . . . . Doch ist es eben gerade diese Frage, welche ich aufgeworfen habe und die es verdiente, untersucht, genau umschrieben und bekämpft zu werden. Was aber Herr Foucaux für überflüssig gehalten hat.

Bevor ich diese allgemeine Auseinandersetzung fortführe, will ich mich auf die Nörgeleien des Herrn Foucaux in ihren Einzelheiten werfen. Wir werden ja ohnehin noch im letzten Teile dieses Bandes dieses Vordringen der religiösen Gedanken aus Indien nach Judäa zu behandeln haben, wodurch die Antwort auf die gestellte Frage in einen innigen inhaltlichen Zusammenhang zu meinem Buche tritt.

Um dem Leser die Mühe des ewigen Blätterns im Artikel selbst zu ersparen, will ich vor meiner jeweiligen Antwort immer die betreffende Kritik anführen.

1. „Zuallererst wollen wir uns mit dem Namen Krischna befassen, für welchen Herr Jacolliot die Schreibung Christna wählt. Da erlaube ich mir, seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß 1. der Buchstabe h mindestens überflüssig erscheint, weil dieses Sanskritwort keinerlei Hauchlaut enthält, und daß 2. der Ursprung dieses Namens sehr zweifelhaft ist und unmöglich von der Wurzel Khris hergeleitet werden kann, welche im Sanskrit nicht vorkommt; — doch wäre auch bei der Annahme des Vorkommens dieser Wurzel immer noch nicht die Einfügung des Buchstaben t erklärt. — Und 3. findet sich eben dieses gleiche Wort in seiner weiblichen Form als Name des indischen Flusses Krischna auf S. 35 in richtiger Schreibung.

2. Ich würde Herrn Jacolliot ans Herz legen, die Rechtschreibung der Sanskritworte recht zu pflegen, denn in diesem neuen Werke sind fast ebensoviele Fehler zu finden als Worte auch. Dieser Umstand könnte einem Zweifel daran erwecken, ob er die heiligen Schriften der Hindus auch zu lesen pflegt. Diese Fehler rühren möglicherweise davon her, daß er Tamiltexte benützt hat, welche die Sanskritrechtschreibung nicht mit der wünschenswerten Treue wiedergeben."

Über den ersten dieser beiden Absätze will ich mich ganz kurz fassen:

Ich schreibe Christna, weil das Wort und der Stamm kris mit der Bedeutung heilig sehr wohl in der Sanskritsprache vorkommen, was immer auch die Zunft dagegen einzuwenden haben möge. So lautet die Ansicht aller Pandits (Schriftkundigen), welche ich in Indien zurategezogen habe.

Krischna bedeutet hingegen eine „kleine rotbraune Beere" und könnte daher nun und nimmer den Namen eines Gottes bedeuten. (Vgl. Kirsche! D. Übers.)

Wenn ich also nach Herrn Foucaux' Ausdruck auf Seite 35 Krischna richtig geschrieben habe, so geschah es, weil ich von einem Flusse im südlichen Indien zu berichten hatte, der diesen Namen trägt, nicht aber vom indischen Erlöser.

Dieser Fluß, den ich in einem Dony (kleinem Boot) von Mazulipatam bis Bedschapur hinaufgefahren bin, ist auf seinen beiden Uferseiten von Büschen eingefaßt, beladen mit solchen kleinen, Krischna genannten Beeren; davon leitet sich sein Name her [1]).

Es ist mir unbegreiflich, wie Herr Foucaux einen Fluß und die große Verkörperung Vischnu's verwechseln kann.

Nachdem er uns die Versicherung gegeben hat, daß der Wortstamm kris im Sanskrit nicht vorkomme, scheint mein Widersacher an seiner Behauptung Zweifel zu hegen, da er sagt: „Doch wäre auch bei der Annahme des Vorkommens dieser Wurzel, noch immer nicht die Einfügung des Buchstaben t erklärt." Wir werden sehr bald noch auf diese besondere Angelegenheit des Schriftzeichens t stoßen. Vorerst möchte ich Herrn Foucaux durch die Anführung von zwei Stellen beweisen, daß der Stamm kris oder khris im Sanskrit vorkommt — und dies nicht etwa nur für die Pandits (Schriftgelehrten) unter den Brahmanen, deren Unterweisungen ich gefolgt bin, sondern auch für andere Kenner der östlichen Sprachen, denen er füglich auch Nachhilfestunden in der Rechtschreibung wird erteilen müssen.

1. Schreibt Herr von Charancey, Mitarbeiter von Foucaux, selbst für die Revue de Philologie et d'Ethnographie, auf Seite 175 der Dreimonatsnummer Januar, Februar, März 1874 — Krischna.

Es ist aber nicht mehr die kleine rotbraune Beere, noch auch der Fluß, es ist der Name des Gottes mit einer leichten Abweichung in der Schreibart. Es handelt sich um den Wortstamm kris, was heilig bedeuten soll.

Und nun ein Musterbeispiel für den Wortstamm khris mit einem h und gleichzeitig auch für die Einfügung des Buchstaben t, welche Herr Foucaux doch als unerklärlich ablehnt:

„Man findet in den indischen Büchern — je nach den Verfassern und ihren Dialekten — Chrisna, Khristna, kristna, Khrishna, Crisna, Kissen, Cresno."

Textor de Ravisy

Orientalist, ehem. Verw. von Karikal, französ. Indien.

„Mein Dolmetscher schrieb Khrishna." Textor de Ravisy.

---

[1]) Diese Erklärung hat alle Wahrscheinlichkeit für sich: Unsere Kirsche stammt aus Asien, ebenso ihr Name, der infolgedessen in fast allen europäischen Sprachen ähnlich lautet: Vom lat. cerasus, frz. cerise, engl. cherry, holl. kers, dän. Kirsebaer, schwed. körsbär, ital. ciliegia; vgl. auch: griech. alt κερέτια, neu κεράσιον, serb. Kpemua, kroat. trešnja, poln. treznia, ung. cseresznye. Übrigens ein nettes Beispiel dafür, wie wenig die Rechtschreibung zu bedeuten hat (Lat. u. It.!) Der Übersetzer.

Im zweiten Absatz seiner Vorhaltungen gibt mir Herr Foucaux den dringenden Rat, die Rechtschreibung der Sanskritworte zu pflegen . . . . und von hier aus unternimmt er es, mir eine Kleinigkeit beizubringen und gleichzeitig auch den Tamiltexten eins auszuwischen. Die sollen ja, wenn man ihm Glauben schenken darf, eher schwach sein, erst recht, was die Rechtschreibung der Sanskritworte anbelangt.

In aller Aufrichtigkeit muß ich gestehen, daß mich dieser Abschnitt peinlichst berührt hat. Ich mag mich ja täuschen, doch schien es mir immerhin, als wäre ich hier nicht in ganz fairer Weise angegriffen worden....

Wir wollen einmal sehen, ob man mir im Ernste etwas von Rechtschreibung der Sanskritworte vorerzählen kann, wo es sich doch bloß darum dreht, so irgendwie schlecht und recht die Laute der Sanskritsprache durch französische Schriftzeichen wiederzugeben, nachzuahmen.

Das Sanskrit besitzt 48 Schriftzeichen, 14 Selbstlaute und 34 Mitlaute — dazu noch eine gewisse Zahl von stummen Zeichen. Zeichen und Buchstaben treten zueinander, vereinigen sich — und geben so noch verwickeltere Zeichen, welche oft aus fünf und sechs Einzelteilen bestehen und wodurch es vorkommen kann, daß man etwa zu lesen kriegt: dsngsnmya, oder auch Thsnrlya.

Und diese sind die Verbindungen, diese Lautgebungen, welche der wahre Hindu mittels Nase und Kehle wiedergibt, mit eigenartigen Ablauten und sonderbaren Hauchlauten.... Diese Zusammenstellungen, die endlos abgewandelt werden — und nach Regeln, welche mit unseren Arten von Sprachen nicht das Geringste gemeinsam haben. Wie will man denn da mit unseren vierundzwanzig Buchstaben und unserer flachen und tonlosen Aussprache etwas ausrichten?

Ich weiß sehr wohl, daß Ihr in der zünftigen Welt übereingekommen seit über eine gewisse Zahl von Buchstaben und kleinen Zeichen. Damit wird erreicht, gewisse Sanskritlaute ausdrücken zu können, z. B. das nga, dem unsere drei Buchstaben n, g, a bei weitem nicht gerecht zu werden vermögen. Doch weiß ich auch ebensogut, daß Ihr damit aber schon gar nichts erreichen könnt, da Euch die richtige Aussprache der Brahmanen — die einzige, die Euch zu leiten vermöchte, — völlig unbekannt ist..... Warum besteht Ihr denn darauf, daß ich Eure Art zu schreiben annehmen soll, nachdem ich so viele Jahre unter der Leitung eines indischen Brahmanen anders geschrieben habe, wobei es mein oberstes Bestreben war, möglichst nahe an seinen Tonfall heranzukommen? Erst recht, wo Ihr doch untereinander gar nicht einig seid!

Während' Herr Foucaux Krichna schreibt und das Bestehen des Stammes Kris leugnet, schreibt Herr von Charancey Krischna und anerkennt den Stamm Kris. (Anm. des Übersetzers: Nach deutscher Rechtschreibung lautet es Krischna, englisch Krishna, französisch Krichna, alles bei ungefähr gleicher Aussprache!)

Ein Dritter wird wieder anders schreiben und ich muß sagen, daß ich dieses Wort von den Leuten aus Eurer Zunft in fünf oder sechs verschiedenen Arten geschrieben nachzuweisen in der Lage wäre, wenn ich so ein Beginnen nicht eben als Kinderei betrachten würde.

Ich gebe gerne zu, daß ich die Rechtschreiberegeln für die östlichen, aber auf französische Weise geschriebenen Sprachen allerdings noch nicht gekannt hatte. Hatte ich doch bislang geglaubt, daß jeder Orientalist seine Mühe darauf zu verwenden hätte, nach besten Kräften mittels dazu untauglicher Buchstaben dem Leser die Einbildung des

gehörten Klanges vorzugaukeln. Denn man kann wirklich nicht von jedem verlangen, daß er das Arabische, Hebräische, Sanskrit oder Tamil lesen können soll. Diese meine Meinung scheint nun ein Unsinn zu sein — und es gibt da offenbar doch eine Rechtschreibung. Zum Ausgleich für die zahlreichen Anforderungen, welche Herr Foucaux im Verlaufe seines Aufsatzes stellt, will ich aufs Geratewohl eine einzige an ihn stellen: Er sollte uns wohl in einem kleinen Werkchen die Grundregeln dieser Rechtschreibung schenken. Das wird uns dann vielleicht den Schlüssel zu der sonderbaren Tatsache geben, daß es innerhalb der hervorragenden Gruppe von Semitologen, Assyriologen, Turanisten, Indianisten und anderen aber auch nicht zwei Gelehrte gibt, welche sich betreffs eines Systems und einer Benamsung einig wären ....

Zum Schluß noch etwas:

Herr Foucaux gibt vor, daß die Tamiltexte die Rechtschreibung der Sanskritworte nicht richtig wiedergeben. Das ist wohl nicht ernstzunehmen — und ich kann darin nur eine Federentgleisung meines Widersachers sehen.

In Indien sind es die Brahmanen, welche alle Übertragungen der heiligen Bücher, Dichtungen und Trauerspiele in die Umgangssprachen ausführen; denn einzig und allein sie haben das Recht, die heilige Sprache zu kennen, welche sie übrigens noch unter sich sprechen. Die Schreibart des Tamil ähnelt sehr derjenigen des Sanskrit. Daher haben die Brahmanen wohl alles, dessen man bedarf, um übersetzen zu können: Das Wissen und die Aussprache. Wie kann denn ein Europäer — und sei er noch so gelehrt — die Vermessenheit haben zu glauben, er habe das Recht, ihnen in ihrer eigenen Sprache weise Lehren erteilen zu können!

Stellen sie sich einmal einen chineselnden Chinesen vor, der niemals Peking verlassen hat, wie er von der Höhe seines Porzellanturmes an Leute, wie Larousse, Bescherelle und Littré Lehren in der französischen Rechtschreibung erteilt! ....

Ich gebe es auf — und überlasse wieder Herrn Foucaux das Wort:

3. „Um auf alle Ungenauigkeiten, welche dieser neue Band enthält, näher einzugehen, würde ich viel mehr Raum beanspruchen müssen, als er mir hier zu Gebote steht. Ich werde mich infolgedessen nur mit demjenigen abgeben, dem eine größere geschichtliche oder religiöse Bedeutung zukommt.

Herr Jacolliot sagt auf Seite 7 zu Beginn: ‚Das Land Judäa steht unter dem offenkundigen geistigen Einfluß von indischer Seite her.

Wenn der indischen Christnalegende Ursprünglichkeit zuzusprechen ist, dann ist die Sage vom jüdischen Christus unmöglich glaubwürdig.‘

Damit sind wir auch an dem Ziele angelangt, dem alles Sinnen und Trachten in dem Buche gewidmet ist; wir können uns nun nach den Einzelheiten des Beweises umsehen.

‚Die zwei ältesten Religionen (so sagt Herr Jacolliot auf Seite 5), der Brahmanismus und sein Zweig, der Buddhismus, beruhen auf der Sage von der zeitweilig wiederkehrenden Verkörperung der Gottheit.‘

Dies trifft wohl für den Brahmanismus zu, keineswegs aber für den Buddhismus, der niemals von einem einigen Gott als Weltschöpfer spricht. Daraus, daß ein solcher allem Anscheine nach überhaupt nicht anerkannt wird, scheint vielmehr hervorzugehen, daß ein Buddha nichts weiter ist, als irgend ein tierisches oder menschliches

Lebewesen, welches erst heilig — und schließlich sogar göttlich geworden ist durch seine während der aufeinanderfolgenden Verkörperungen erworbenen Verdienste. Dieses Wesen steigt dann wieder auf die Erde herab, um alle anderen Wesen ausnahmslos zu erlösen. Ich sage ausdrücklich erlösen und nicht etwa zurück- oder loskaufen, aus dem einfachen Grunde, weil ich in Verlegenheit wäre, den Zeitpunkt der ersten Sünde zu bestimmen, da doch die Hindus alle Seelen als ewige und anfanglose Wesen betrachten. Herr Jacolliot, der wohl diesen Einwand nicht vorausgesehen hat, spricht in diesem Bande noch von der Geschichte und dem Sündenfalle von Adima und Eva (Adam und Eva), die er in einer Legende aus Ceylon entdeckte, und zwar mit der reizvollen Abwandlung, daß es diesmal Adam ist, welcher Eva zur Sünde verleitet."

Meine Behauptung wird von Herrn Foucaux also wohl für den Brahmanismus, nicht aber für den Buddhismus zugegeben. Schlimmstenfalls könnte es mir auch herzlich gleichgültig sein, denn wie ich glaube, dürfte dies so ziemlich die einzige Anspielung sein, die ich in meinem ganzen Werke auf den Buddhismus mache. Ich befasse mich ja auch nur damit, um nachzuweisen, daß der Brahmanismus die Quelle für alle christlichen Überlieferungen ist.

Indessen gibt mein Widersacher vor, daß der Buddhismus niemals von einem Gott als Weltschöpfer redet, den er gar nicht anzuerkennen scheint. Da möge er mir schon gestatten, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Buddhismus sich durchaus nicht so auf eine einheitliche Lehre festgelegt hat, wie er es zu glauben scheint.

Einer einzigen gottlosen Schule stellt der Buddhismus drei gegenüber, welche bestimmt an eine Göttlichkeit glauben.

Die erste anerkennt das Vorhandensein eines ewigen höheren Wesens, körperlos, vernunftbegabt, im Besitze von Willen und Freiheit, versehen mit allen sittlichen Eigenschaften. Doch dieser Gott läßt sich niemals aus seiner beschaulichen Ruhe bringen; die unaufhörliche Ausstrahlung seiner Vernunft, seines Willens und seiner Eigenschaften genügt völlig, um die Welt zu schaffen und fürderhin dauernd umzugestalten.

Die zweite gibt zu, daß dieser Gott der Ursprung alles Seienden ist und daß die Schöpfung eine unmittelbare Leistung der göttlichen Gewalt ist. Der Stoff und alles Übrige auf der Welt rührten daher.

Die dritte endlich verbindet mit der Unsterblichkeit des erhabensten Wesen auch die Unsterblichkeit des stofflichen Weltganzen.

Soviel steht jedenfalls fest, daß nach der Lehre dieser drei Schulen Gott als Schöpfer gedacht ist, sei es nun durch Ausstrahlung seiner Macht, oder auch durch besondere Willenskundgebung. Dabei nimmt er den Weltstoff aus sich selbst heraus, oder er formt den an sich auch anfanglosen Stoff. Das erhabenste Wesen beschränkt seine Tätigkeit auf die Erschaffung von fünf Buddhas nach der Lehrmeinung der ersten Schule, nach den beiden anderen Schulen aber von sieben. Die Buddhas ihrerseits erschaffen fünf oder sieben Bôdhisatuas. Diesen fällt wieder die Aufgabe zu, daß jeder seine Welt schafft, wenn die Reihe an ihm ist.

Jedes Geschöpf, das auf Grund seiner Verdienste in der Abtötung und in guten

Werken zum Range eines Bôdhisatua oder Buddha aufgestiegen ist, kann wieder auf die Erde zurückkehren, um hier Gestalt anzunehmen und die tieferstehenden Wesen den wahren Weg zu leiten.

Nach Ablauf einer gewissen Zahl von Verkörperungen kehrt der Buddha in den Schoß des erhabensten Wesens zurück, wird von Gott aufgesogen und erfreut sich von nun ab in ihm eines ewigen Glückes.

Das Nirwana ist alles andere als eine Vernichtung der Seele, dafür ist es aber ein Aufstieg zur Göttlichkeit. Unmittelbar an den Pforten ihrer eigenen Tempel habe ich meine Fragen an Hunderte von Buddhisten gestellt. Ich fand aber auch nicht einen, der nicht arbeitete, freiwillig hungerte und sich dabei jeglicher Art von Abtötung befleißigte; und alles nur, um sich zu vervollkommnen und die Unsterblichkeit zu erlangen, — keineswegs aber, um am Ende der Zeiten ausgelöscht zu werden.

Mehr als dreihundert Millionen Buddhisten fasten, beten und erfüllen alle ihre religiösen Pflichten .... Sollte es wirklich nötig sein, dreihundert Millionen von Trotteln ins Feld zu senden, die ihren Körper peinigen, sich alle nur erdenklichen Entsagungen auferlegen; alles nur dazu, um schließlich die vom Schicksal vorgezeichnete Auslöschung zu erleben, zu der es auch ohne diesen ganzen Aufwand ebensogut gekommen wäre?

Da sieht man so recht, wohin die Systemwut führt!

Ein im Stofflichen steckender Orientalist kann seinen Materialismus nicht in seinem Innern verschlossen halten. Um in reiner Wissenschaft machen zu können, ist es durchaus nötig, daß er überall Gottlose findet.

Es gibt ja auch solche, welche die Behauptung aufstellen, die Veden seien materialistische Werke.

Eine Untersuchung über den Buddhismus wäre hier fehl am Ort. So will ich nur noch ein Wort über die gottlose Buddhistenschule beifügen.

Was man so den buddhistischen Atheismus zu nennen pflegt, hat nicht die allergeringste Ähnlichkeit mit der wissenschaftlichen Zweifelsucht der Sankya-Schule und der Pyrrhonier (so genannt nach dem Begründer der Richtung, dem skeptischen Philosophen Pyrrhon, 4. Jh. v. Chr. in Griechenland; d. Üb.) Genau gesprochen gibt es gar keine Gottlosen unter den Buddhisten. Denn die von uns in diese Gattung eingereihten Anhänger der letzten Schule haben wohl den Begriff von einem unsterblichen Gott, doch denken sie sich ihn als in die ewige Betrachtung seiner endlosen Vorzüge versunken, ohne jede Anteilnahme an allen Angelegenheiten des Weltganzen. Das alles liegt außer ihm und geht ohne ihn seinen Gang. Wenn ein Buddha nach einer Reihe von Seelenwanderungen und Verkörperungen zur unendlichen Vollkommenheit gelangt ist, so beschließt er — selbst zum Gotte geworden — seinen Wandel, indem er im Schoße des Allerhöchsten aufgesogen wird und am beschaulichen Glücke teilhat.

Herr Foucaux sagt mir in diesem Absatz auch, daß „er in Verlegenheit wäre, den Zeitpunkt der ersten Sünde zu bestimmen, da doch die Hindus alle Seelen als ewige und anfanglose Wesen betrachten" — und daß ich diesen Einwand nicht erwartet hätte, als ich von dem Sündenfalle des Adhima und der Heva nach der von mir in Ceylon entdeckten Sage erzählte.... Und vollkommen recht hat er damit! Niemals wäre ich auf so einen Einwand gefaßt gewesen! Dabei muß ich noch beichten, daß ich ungeachtet des mitleidvollen Rates, den mein Widersacher mir zu erteilen geruht hat,

mir immer noch die Frage stelle, inwiefern der Hinduglaube an ewige und anfanglose Seelen die Annahme der Möglichkeit ausschließen kann, daß diese Seelen — von Gott mit einem stofflichen Leibe versehen — auf Erden nicht die Gebote ihres Schöpfers übertreten könnten ....

Was nun die Legende von Adhima und Heva anbelangt, so gehört sie derart fest zum Bestand der alten Überlieferungen auf der Insel Ceylon, daß der höchste Gipfel des Samanta-Kounta-Gebirges Adanberg genannt wird, — und daß die teils aus Sand, teils aus Felsblöcken bestehende Landzunge zwischen Manaar und Ramisseram Adamsbrücke heißt. Alle Eingeborenen des Landes werden einem sagen können, daß gerade auf diesem Wege der erste Mensch auf das große Festland von Industan (Hindostan) gelangte.

Ich möchte die Aufmerksamkeit des Herrn Foucaux auf die Tatsache hinlenken, daß er außerdem mit seiner Behauptung viel zu weit geht, wonach alle Hindus angeblich an ewige und anfanglose Seelen glauben. Herr Foucaux scheint sich mir viel zu sehr hinter gewisse Systeme verschanzt zu haben. Sie mögen ihm ja vielleicht genügen, doch hat er gar kein Recht zu deren Verallgemeinerung.

Die Vedanta-Schule in Indien hat niemals an den Vorbestand (= theol. Präexistenz) und die Ewigkeit der Seelen geglaubt. Dafür nimmt sie die Unsterblichkeit derselben nach deren Erschaffung an.

Meine eigene Meinung ist ja gegenüber Herrn Foucaux nur von sehr geringem Gewicht. Darum gestatte er es, daß ich ihm mit dem berühmten Colebrooke sage: „Daß die Vedanta-Schule die Ewigkeit des Stoffes leugnet und das Bestehen des Weltganzen dem Willen und der Macht Gottes zuschreibt, des allwissenden und allmächtigen Ursprunges allen Seins, aller Fortdauer und aller Auflösung der Dinge dieser Welt."

Für diese Vorstellungswelt sind die Seelen Geschöpfe von Gottes Gnaden. Wohl strahlen sie aus dem Wesen des Allerhöchsten aus, wie die Funken aus einer Flamme, aber sie gewinnen erst nach ihrem Austritt Selbständigkeit.

4. „Die Vorstellung der Hindus von den zeitweilig wiederkehrenden und niemals endenden Verkörperungen zeigt im Vergleiche mit dem Christentum beträchtliche Abweichungen, da dieses ja nur die einzige Menschwerdung Christi zugibt, welcher keine andere mehr folgen soll."

Ich habe niemals die Behauptung aufgestellt, daß der Brahmanismus keine in gewissen Zeiträumen sich wiederholenden Verkörperungen kenne, da ich doch weiter oben festgestellt habe, diese Sage wäre der Hauptgrundsatz der brahmanischen Religion. Ich habe ganz einfach festgehalten und glaube es auch gehörig bewiesen zu haben, daß die indische Legende von Christna als der Verkörperung des Gottes Vischnu zur Christuslegende und zu den christlichen Glaubenssätzen Anregung gegeben hat.

Sollte Herr Foucaux wirklich den Offenbarungswahn dieser folgerichtigen Ableitung, dieser wissenschaftlich beweisbaren Entwickelung der religiösen Begriffe der Menschheit vorziehen? Ich bitte ihn nochmals, uns dies doch verraten zu wollen! —

Den Aufstellungen dieses Abschnittes fehlt es an der nötigen Tragfähigkeit. Herr Foucaux scheint eine Meinung bekämpfen zu wollen, wonach das ganze Christentum nichts weiter wäre, als ein sklavischer Abklatsch des Brahmanismus; es scheint, daß er sich diese Vermutung geschaffen hat, um das Vergnügen ihrer Bekämpfung haben

zu können. Nachdem das Christentum alle seine Lehrsätze dem Brahmanismus entlehnt hat (Eingottlehre, Dreieinigkeit, Schöpfung, erster Sündenfall, Unsterblichkeit der Seele, Belohnung und Strafe, Himmel und Hölle), ließ es nur die letzte der Verkörperungen in der alten Mutterreligion gelten, eben diejenige Christna's. Hier sind sie, die eigentlichen Kernpunkte der Streitfrage, welchen Herr Foucaux sehr geschickt zu entschlüpfen sucht, wobei er gewisse Unterschiede zwischen Brahmanismus und Christentum geltend macht, welche ich doch gar nicht in Zweifel zu ziehen versuche.

5. „Zwischen dem Brahmanismus und dem Buddhismus besteht auch der Unterschied, daß ersterer ungeachtet aller Einwände des Herrn Jacolliot auf Seite 303, die unmittelbare Verkörperung Vischnu's in einem Tiere für möglich hält, sei es nun als Fisch, als Schildkröte, oder als Eber. Die nächste Verkörperung muß aber unter der Gestalt eines Pferdes erfolgen. Im Gegensatze zu dieser Eigenheit des brahmanischen Glaubens werden die Buddhas nur in Menschengestalt geboren und nie aus einer anderen als der Familie eines Brahmanen oder Königs."

Herr Foucaux trachtet krampfhaft danach, auf einem anderen Boden zu verharren, als dem des Buches, das zu bekämpfen er vorgibt.

Nichtsdestoweniger beschwert er sich darüber, daß ihm nur eine ungenügende Seitenzahl für die Entwickelung seiner Gegenmeinung zur Verfügung steht .... Das wäre — so sollte man wohl meinen — Grund genug, um damit sparsamer umzugehen.

Ich habe geschrieben:

„Die zwei ältesten Religionen, der Brahmanismus und sein Zweig, der Buddhismus, gründen sich auf die Sage von der zeitlich wiederkehrenden Verkörperung der Gottheit."

Darauf antwortete Herr Foucaux:

„Dies stimmt wohl für den Brahmanenglauben, nicht aber für die Buddhalehre."

Kaum hat er aber diese Behauptung aufgestellt, so ist sie auch schon wieder vergessen. Denn er selbst stellt fest, daß die Buddhas zeitweilig unter menschlicher Gestalt wiederkehren, um die anderen Geschöpfe zu erlösen. Auch versichert er, daß im Brahmanentum die Verkörperungen Vischnu's sich unter der Gestalt eines Tieres vollziehen können, wäherend die Buddhas nur unter Menschengestalt geboren werden. Ich möchte wirklich wissen, inwiefern die oben erwähnte Behauptung, welche Herr Foucaux doch bekämpft, eine gegenteilige Meinung ausdrückt!

Die Legende berichtet, daß Vischnu in den ersten Weltaltern sich unter der Gestalt von Fischen, Ebern, Löwen usw. verkörpert hat ....

Neben dieser volkstümlichen Meinung haben wir durch einen Text im V r i d d h a - M a n a v a erfahren:

„Die Götter der niederen Himmel können durch die Erfordernisse der Schöpfung unter tausend Verwandlungsformen und verschiedenen Gestalten auf die Erde herabgerufen werden. Die unsterbliche Tridandi (Dreifaltigkeit mit drei Machtvollkommenheiten) kann nicht unter den Menschen heruntergehen."

Ich habe sowohl den Glauben, als auch den Wortlaut wiedergegeben, so wie sie vorhanden sind — und ohne weiter hartnäckig darauf zu bestehen. Ist es möglich, daß mir Herr Foucaux das plumpe Unterfangen zumuten sollte, den volkstümlichen Aberglauben mit den reinsten Glaubenslehren in Einklang zu bringen, wie man sie den oberen Klassen als geistige Nahrung reicht? Ich gestehe, daß dies meine Kräfte über-

steigen würde.... Doch gäbe es zwischen dem Dorfkatholozismus, den abergläubischen Gepflogenheiten von Lourdes und la Salette einerseits — und dem Katholikentum der Madeleine und von Notre Dame andrerseits allerhand Untersuchungen anzustellen, welche für einen hochstehenden Verstand zumindest verlockend sein müßten.... Was wohl Herr Foucaux darüber denken mag?

6. In einer Anmerkung sagt Herr Foucaux darüber noch:

„Betreffs dieser Verkörperung Vischnu's unterläuft Herrn Jacolliot ein einzigartiger Irrtum: Statt in diesem Tiere eine Verkörperung des Gottes zu sehen, macht er ein Ungeheuer daraus, welches er dem apokalyptischen Rosse vergleicht; usw."

Herr Foucaux irrt sich einigermaßen, wenn er so leichthin an die Möglichkeit von Fehlern in Angelegenheiten beinahe stofflicher Art glaubt, wenn man so sagen darf; erst recht aber, wenn er sie dann noch für einzigartig hält.... Durch seine unablässige Schulmeisterei bringt er mich in eine derartige Verlegenheit, welche Form ich meinen Gedanken geben soll, daß er sich das gewiß nicht vorstellen kann.... Denn ich möchte um nichts in der Welt einen Mann verletzen, für den ich größte Hochachtung hege. Immerhin muß gesagt sein: Es gibt einmal eine Frage in Indien, welche die Brahmanen scharf in zwei Lager teilt.

Wohl an die zwanzigmal habe ich sie in ihren agrharas gesehen, wie sie ganze Tage lang über diesen Punkt stritten. Wenig fehlte daran, daß die beiden gegnerischen Abteilungen miteinander ins Handgemenge geraten wären, wie die Schüler von Abailard und Guillaume de Champaux — von anno dazumal.

Die einen erklären als Buchstabenmenschen pharisäisch die Wortlaute und behaupteten, das Roß Kalki wäre die Gestalt und Hülle der letzten erwarteten Verkörperung Vischnu's.

Die anderen aber, als Menschen für die Auslegung und vernünftige Begründung eingenommen, verharrten dabei, daß nichts imstande sein sollte, die Freiheit Vischnu's an eine besondere Gestalt zu ketten. Deshalb behaupteten sie, die Weissagung vom Kalki-Avattaram müsse nach bestimmten und in Indien sehr geläufigen kabbalistischen Regeln im Gegensatz zu ihrem offenkundigen Sinne ausgelegt werden. Kalki sei nichts als eine Umschreibung des bösen Geistes, welchen Vischnu nun zum letztenmale zu Boden schlagen müsse.

Herrn Foucaux werde ich wohl zweifellos nichts Neues sagen, wenn ich erkläre, daß die Hindus lange vor den neuzeitlichen Kabbalisten ihre Geheimnisse in einer Art und unter Formen versteckt haben, sowohl was die Gedanken, die Sprache und die Schrift anbelangt. Dies taten sie, um sie für die Menge unzugänglich zu machen, — und es sind erst fünf oder sechs Jahrhunderte vergangen, seit sie ihre Bücher mit leichter zugänglichen Zeichen und Schriften herausgeben.

In Ellora und Elephanta gibt es Inschriften, die niemand entziffern kann. Und auch heute noch werden die Zauberformeln mittels Geheimschriften niedergelegt.

Die Verteidiger des Buchstabens sind nun die Brahmanen, welche Vischnu unter der Gesamtheit seiner Verwandlungen verehren.

Die für Auslegung und vernünftige Begründung eingenommenen Brahmanen schließen sich ihrem Gotte in seiner spiritualistischen Verkörperung in der Gestalt Christna's an.

Ich habe jene christlichen Legenden herausgesucht, die sich mir am meisten dem Brahmanenglauben zu nähern schienen. Was ist daran weiter verwunderlich, wenn ich mir die Meinung zu eigen gemacht habe, wonach Christna das Roß Kalki bekämpft, um sie mit derjenigen zu vergleichen, nach welcher das apokalyptische Roß von Christus besiegt wird? Bin ich denn etwa verpflichtet, alle damit irgendwie zusammenhängenden allgemeinen Lehrmeinungen aufzuzählen, wenn ich zwei besondere Gedanken herausgreife, der eine zwangsläufig aus dem anderen geboren? Ein Buch . . . ha, was sage ich da? . . . ein Menschenleben würde nicht für eine solche Aufgabe reichen, wenn es sich um Indien handelt . . . .

Daher mag sich Herr Foucaux darüber beruhigen, daß mein Irrtum wohl für das französische Collegium einzigartig sein mag, doch keineswegs für Indien, wo die Sekte der Veschnavas es in ihrer Gesamtheit ablehnt, die Verkörperungsmöglichkeit ihres Gottes in Gestalt eines Tieres anzuerkennen — sei es in der Vergangenheit, wie in der Zukunft.

Wenn aber Herr Foucaux will, daß ich ihm etwas im Vertrauen mitteile, dann will ich ihm gestehen . . . ., daß ich nicht mehr an den Kampf von Christna und dem Rosse Kalki glaube, als etwa er . . . . an den Kampf des apokalyptischen Rosses und Christi . . .

7. „Was aber die Jungfräulichkeit der Dêvakî, Krischna's Mutter anbelangt, so läßt uns die Bombayer Ausgabe des Buches Vischnu Purâna, Spruch 63, diesbezüglich nicht den allergeringsten Zweifel, indem es da heißt, Krischna's Empfängnis sei die achte der Dêvakî gewesen."

Herr Foucaux hat wirklich eine unglückliche Hand — und wenn man die Auswahl von Abschnitten aus meinem Buche ansieht, die er ausgesucht hat, um sie zu bekämpmen, — dann stellt man sich unwillkürlich die Frage, was er denn schon auf die ihm zu seinem Bedauern nicht vergönnt gewesene Seitenzahl hätte häufen können, um das nachzuweisen, was er meine Ungenauigkeiten nennt.

Wenn ich von der Jungfräulichkeit der Dêvakî sprach oder wie ich nach den Brahmanen geschrieben habe: Dêvânaguy, der Mutter Christna's, so versteht es sich doch von selbst, daß ich darin nichts weiter erblickte, als eine religiöse Annahme, eine bloße Behauptung der Priester — dazu bestimmt, um in der Anschauung der Menge die Mutter ihres Gottes zu erhöhen.

Ich kann Herrn Foucaux die Versicherung geben, daß ich für keinerlei religiöse Jungfräulichkeit eine Lanze zu brechen bereit bin. Doch, war es sehr schlau von ihm, mir die Gelegenheit zu geben, ihm derart an den Leib zu rücken?

Wenn es sich im Falle Christna's um die achte Empfängnis der Dêvânaguy gehandelt hat, so ist dies erst recht ein Beweis dafür, mit welcher Dienstfertigkeit die Apostel die alte brahmanische Legende abgeschrieben haben, als sie die christliche Legende schufen.

Tatsächlich scheint es auch einigermaßen beglaubigt, daß die Evangelisten selbst Maria sieben bis acht Empfängnisse vor derjenigen Christi zugesprochen haben. „Wir erfahren auch, daß Jesus Brüder und Schwestern besessen hat. (Matth. 13, 55, Mark. 4, 3.) Seine Brüder heißen Jakob, Joseph, Simon und Juda. Alles, was von seinen Schwestern ausgesagt wird, ist —, daß sie noch in Nazareth wohnten, zur Zeit als Jesus lehrte."
(Strauß, Leben Christi.)

8. „Herr Jacolliot schreibt dem Krischnakult eine Altehrwürdigkeit zu, welche ihm gar nicht zukommt. Nach Eugène Burnouf war zur Zeit der Ausbreitung des Buddhaglaubens dieser Kult noch neu in Indien. Auch Colebrooke neigt der Meinung zu, daß die Entwickelung der Fabeln und Legenden, welche aus Krischna einen Gott gemacht haben, später anzusetzen ist, als das Umsichgreifen des Buddhismus. Wenn aber Herr Jacolliot Krischna in den Veden suchen sollte, so würde er ihn schon gar nicht finden; andererseits wird er aber den Kult dieses Gottes in unserem Zeitalter sehr entwickelt finden."

Das wirkliche Alter, welches Christna und seiner Verehrung zuzuschreiben ist, kann hier nicht erörtert und bestimmt werden. Die zünftige Indienforschung lehnt es ab, der alten Zeitrechnung der Brahmanen zu vertrauen, obgleich sie in mehr als einer Hinsicht mit den neueren erdkundlichen Entdeckungen im Einklange steht. So wäre es wichtig zu erfahren, durch welche Urkunden sie neue Zeitangaben an Stelle derjenigen setzen zu können vorgibt, welche die Hindus ihrer eigenen staatlichen und religiösen Geschichte zuschreiben! — Ich werde bald Gelegenheit haben, meine Meinung über die brahmanische Zeitrechnung zu kennzeichnen. Da ich nun daran festhalte, daß die christliche Überlieferung nur eine wenig veränderte Fortsetzung der indischen Überlieferung ist — und daß Christus nur die verjüngte Christna-Gestalt ist —, genügt mir der Nachweis der Nachahmungsmöglichkeit infolge eines Altersvorranges von mehreren Jahrhunderten, zugunsten Christna's gegenüber dem hebräischen Meschiah.

Um diesen Altersvorrang zu beweisen, wird Herr Foucaux hoffentlich nicht die gewichtige Meinung des berühmten Indienkenners William Jones ablehnen.

Der ehemalige Oberrichter des Hochgerichtes von Kalkutta sagt im Anschlusse an seine Übersetzung des Manu im Zusammenhange mit gewissen Texten über die gesetzliche Notwehr folgendes:

„Bezüglich der vorausgegangenen Texte ist bemerkenswert, daß bis auf den einzigen Vrihaspati keiner von Kolluka erwähnt wird. Dieser scheint niemals eines der Gesetze aus dem Manu für auf die drei ersten Zeitalter beschränkt gehalten zu haben. Das Smriti, oder heilige Gesetzbuch ist unter dem Namen des Gesetzgebers genannt. Das Verbot der Selbstverteidigung, sogar betreffs der Brahmanen und durch alle Zeitalter, steht in offenem Gegensatz mit einem Wortlaute im Sumantu. Dort ist als Beispiel und Vorbild Krischna selbst nach dem Mâhâbhârata angeführt. Auch ein Satz aus den Veden findet sich da, durch welchen jedem Manne eingeschärft wird, sein eigenes Leben gegen jeden gewalttätigen Angreifer zu verteidigen."

Der Übersetzer dieser Bemerkung, Loiseleur-Deslonchamps, fügt hinzu:

„Krischna ist der menschgewordene Gott Vischnu. Ohne Zweifel spielt hier William Jones auf das zweite Hauptstück des Bagaveda-Gita an, einer Begebenheit aus dem Mahâbhârata, dem großen und weitberühmten Dichtwerk, von dem man meint, es sei nahezu tausend Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung verfaßt worden. Das Bagaveda-Gita ist ein philosophisches Zwiegespräch zwischen Krischna und seinem Schüler Ardschuna."

Ich möchte noch hinzufügen, daß nach William Jones und Colebrooke das Mâhâbhârata ungefähr zwölfhundert Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung verfaßt worden ist.

Nach den Angaben der Brahmanen müßte diese Dichtung wenigstens zweitausendfünfhundert Jahre älter sein. Doch wir wollen uns nicht mit der Frage ihrer an sich immerhin nicht zu verachtenden Glaubwürdigkeit aufhalten und einzig und allein auf die Zeitangabe verlassen, wie sie von den berufensten Vertretern der europäischen Wissenschaft bestimmt worden ist. Es steht außer allem Zweifel fest, daß sich der Hindugott an die zehn bis zwölf Jahrhunderte früher findet als der Christengott, auch wenn man ihm kein höheres Alter zuerkennen wollte, als dem Gedichte zu seiner Verherrlichung.

So hat Herr Foucaux Gelegenheit zu sehen, daß es nicht nötig ist, Christna in den Veden zu finden, — außerdem habe ich niemals vorgegeben, ihn da auffinden zu können, wobei ich ihm trotz allem aber doch ein höchst beachtenswertes Alter zuerkenne.

9. „Herr Jacolliot sagt auf Seite 8 wörtlich: ‚Wir wollen gerne beweisen, daß die Menschwerdung, welche man in Rom verehrt, nichts weiter ist, als ein Abglanz derjenigen, welcher man in Indien göttliche Ehren erweist, daß Christus niemals gelebt hat, so wie ihn seine eigennützigen Geschichtsschreiber zeichnen, — und daß die Evangelienschreiber bloß einem der Ihrigen, vielleicht sogar einem eingebildeten Wesen, jene wundersamen Abenteuer angedichtet haben, die sie aus den heiligen Büchern des äußersten Morgenlandes abgeschrieben haben. Man vergißt leider nur allzu sehr, daß die Gelehrten der Alexandriner Schule dies als Humbug betrachteten und die Quellen nachzuweisen in der Lage waren, aus denen geschöpft worden war.‘ “

(Hier ist er gerade wieder, mein Streitsatz! Wird ihm Herr Foucaux nun zuleiberücken? Ratet mal!)

„Doch auch Herr Jacolliot vergißt, daß in der Christusverehrung Rom nicht vereinzelt dasteht, — und daß schließlich auch Griechen und Protestanten an der von ihm hier aufgeworfenen Streitfrage anteilnehmen. Man könnte auch die Frage an ihn stellen, wie die Evangelisten die heiligen Bücher des Morgenlandes abgeschrieben haben. Sie waren wohl der Sanskritsprache mächtig? Wenn diese Tatsache sich bewahrheiten sollte, dann hätte allerdings Herr Jacolliot eine bemerkenswerte Entdeckung gemacht. Und wenn alle Gelehrten von Alexandrien die Evangelisten für Schwindler erklärt haben, warum nennt er uns nicht zur Unterstützung seiner Behauptung den erstbesten dieser Gelehrten, welche doch ohne Zweifel wissen mußten, wo und wie die Evangelisten Sanskrit gelernt hatten.“

Zum zweitenmale stellt Herr Foucaux den wichtigsten Streitsatz meines Buches in den Vordergrund. Und statt uns nun einen ehrlichen Vergleich des Lebens und Kultes Christna's mit jenem Christi zu bieten — und uns zum Beispiel zu erklären, wie der Mord der unschuldigen Kinder in Indien zehn bis zwölf Jahrhunderte vor der Herodes zugeschriebenen Tat hat stattfinden können (um bei der oben für das Mâhâbhârata festgelegten Zeitbestimmung zu bleiben!), statt die fremdartigen Ähnlichkeiten zwischen den beiden Legenden der Inder und der Christen so recht zu beleuchten, drückt er sich nun wieder um die Beantwortung der Frage herum. Er stellte mir so leichthin in spöttischen Tönen diese seltene Frage: „Sie waren wohl der Sanskritsprache mächtig? Wenn sich diese Tatsache bewahrheiten sollte, dann hätte Herr Jacolliot allerdings eine bemerkenswerte Entdeckung gemacht . . . .“

Herr Foucaux meint wohl, sich von jeglicher Verpflichtung zu einer ernsten Widerlegung freimachen zu können, wenn er sich das boshafte Vergnügen gönnt, ein Spottwort abzuschleudern.

Ich will ihm zur Antwort geben, daß diese seine spöttische Frage nur dann Wert haben könnte, wenn ich mir gestattet hätte, diesen wissenschaftlichen Witz zu bekräftigen: *Daß die Evangelisten Sanskritkenntnisse hatten!*

Da die Ähnlichkeit zwischen den beiden Gestalten und den beiden Kulten unleugbar ist, gestatte sich auch Herr Foucaux nicht, daran zu rütteln .... Ich habe doch lediglich festgestellt, daß es sich hier um eine Tatsache der Überlieferung und der Durchdringung handelte. Ich habe mich mit der Erforschung dieser Angelegenheit befaßt, indem ich dem zeitlich vorhergehenden Kulte den Einfluß auf den anderen zuschrieb.

Herr Foucaux könnte nicht die unmittelbaren Zusammenhänge leugnen, welche zwischen der indischen Religion und den Kulten der Magier, Parsen, Chaldäer und alten Ägypter bestehen. Überall macht sich dieses von mir nachgewiesene Vordringen der Überlieferung geltend. So hatten es die Apostel gar nicht nötig Sanskrit zu lernen, um die alten Geheimnisse des Morgenlandes zu erfahren.

Findet sich der Gott Un — der aus sich selbst heraus ist — nicht etwa auf der Schwelle aller religiösen Auffassungen des alten Asiens wieder? Er, der nach dem Manu seinen Körper in zwei Teile spaltet, männlich und weiblich, um so das Weltganze zu gebären und die Dreifaltigkeit zu schaffen, welche die Kundgebung seines Daseins ist. Muß Herr Foucaux nicht anerkennen, daß der Brahmanismus, sowohl als der Buddhismus sich auf die Verkörperungen stützen, der eine des Gottes Vischnu — und der andere der aufeinanderfolgenden Buddhas?

Hat nicht das Buch Manu eine reinere, höhere Sittenlehre vorgebracht, als selbst die Bibel? Da fehlt der Anschein des Zweifels an der Unsterblichkeit der Seele, wie er an den fünf Büchern festzustellen ist, die zwar Moses zugeschrieben, in Wirklichkeit aber von Helkias verfaßt worden sind.

Kann sich Herr Foucaux etwa vorstellen, daß die verschiedenen Völkerschaften Asiens und des Ostens gelebt haben könnten, ohne voneinander Kenntnis zu haben und mit eigenen und unabhängigen Vorstellungen? Sollte dies zutreffen, so würde ich ihm den Text von Moses von Chorène ans Herz legen, der im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gelebt hat:

„Die alten Einwohner Asiens, insbesondere die Hindus, Perser und Chaldäer besaßen eine ungeheure Menge geschichtlicher und wissenschaftlicher Bücher. Diese Bücher *erfuhren teils Auszüge, teils wurden sie auch ins Griechische übersetzt*, besonders nachdem die Ptolemäer die Bibliothek von Alexandrien begründet hatten und die Schriftsteller durch ihre Freigebigkeit ermutigten, so daß die griechische Sprache zu einem Sammelbecken für alle Wissenschaften wurde."

(Moses von Chorène, Geschichte Armeniens.)

Herr Foucaux wünscht Texte; will er noch andere haben, die ihm den Weg der indischen Überlieferung quer durch Asien ansagen? So möge er denn Ammian Marcellin hören, der eine Stelle aus Agathias wiedergibt:

„Als nach den Zeiten Zarathustras König Histasp in gewissen entlegenen Teilen Oberindiens eingedrungen war, gelangte er auch zu einsamen Gehölzen, deren Stille

die tiefen Gedanken der Brahmanen fördert. Soweit es ihm möglich war, lernte er da von ihnen die reinen Opferriten, die Ursachen der Sternbewegung und des Weltganzen kennen. Später teilte er manches davon den Magiern mit. Diese übertrugen nun die Geheimnisse von dem Vater auf den Sohn. Gleichzeitig auch die Wissenschaft von der Weissagung der Zukunft. Und seit seiner (Hystasps) Zeit war durch Jahrhunderte hindurch bis zum heutigen Tage eine Menge von Magiern dazu bestimmt, als eigene Kaste in den Tempeln den Göttern zu dienen."

So wurde Hystasp von indischen Brahmanen erzogen und gründete nach dem Vorbilde der indischen Tempel eine Priesterschule in Persien... und nach den Zeiten der Ptolemäer wurden alle indischen, persischen und chaldäischen Werke für die Bibliothek in Alexandrien übersetzt, so daß die griechische Sprache zu einem Sammelbecken für alle Wissenschaften des alten Asiens wurde....

Die Apostel kannten nun zwar nicht gerade das Sanskrit, doch hatten sie vielleicht eine Ahnung vom Griechischen — es hätte denn Herr Foucaux unter Umständen das Gegenteil davon entdeckt — und so konnten sie in langen Zügen aus einem unmittelbaren Zustrom von der ursprünglichen Quelle der Erkenntnisse Asiens ihren Durst stillen.

Obendrein erleichterte die fortschreitende Entwickelung der religiösen Vorstellungen im gleichen Sinne während der Jahrhunderte knapp vor Beginn unserer Zeitrechnung dies sehr. Die christlichen Philosophen brauchten nur die indische, chaldäische und ägyptische Überlieferung zu reinigen und zu vereinfachen. Die Vorstellungsinhalte in ihrer höchsten Entwickelung waren lange Zeiten hindurch ausschließliches Vorrecht der gelehrten Brahmanen, Magier, Hierophanten (= Oberpriester bei den eleusischen Festen) und Schriftdeuter der jüdischen Kabbala gewesen. Nun galt es, sie in die auch dem einfachen Manne verständliche Gestalt zu kleiden.

Und hier kommt der Wortlaut, den Herr Foucaux von mir zum Nachweise meiner Behauptung verlangt, daß die Verfasser der unechten Evangelien von ihren Zeitgenossen für Schwindler gehalten worden sind:

„Jedermann weiß, daß die Evangelien weder von Jesus, noch von den Aposteln verfaßt worden sind. Dies geschah weit später durch unbekannte Leute, welche wohl wußten, daß man ihnen keinen Glauben schenken würde, da sie von Dingen erzählen wollten, die sie nicht selbst erlebt hatten. Darum setzten sie vor ihre Erzählung den Namen von Aposteln und Jüngern aus jener Zeit."

Faustus.

Faustus war ein manichäischer Weiser und lebte im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Das war aber gerade die Zeit, in welcher die Evangelien in ihrer gegenwärtigen Form erschienen. Und diese Meinung gewinnt ein noch weit größeres Gewicht durch die Tatsache, daß die Beurteilung durch unsere heutigen Gelehrten mit Strauß an der Spitze ganz im Einklang damit steht: Von den vier Evangelien können allermindestens drei in ihrer gegenwärtigen Gestalt, wie sie uns überliefert wurde, unmöglich als echt anerkannt werden.

10. „Der Verfasser des Werkes Christna und Christus widerspricht sich auch manchmal. In dem neuen Bande sagt er uns auf Seite 50: ‚Indien bewegt sich

ohne Unterlaß in einem verhängnisvollen Kreise zwischen Eingottlehre und Vielgötterei und röchelt seit fünfzehnhundert Jahren unter der Umklammerung durch die Priesterschaft', nachdem er auf Seite 7 der Bibel in Indien geschrieben hat: ‚Heil Dir, alte indische Erde, Du Wiege des Menschengeschlechtes! .... Oh wie sehr wünschte ich, daß Deine Vergangenheit noch einmal unser Zukunftlos werden möge!'"

Eine einfache Frage an Herrn Foucaux sei mir gestattet: Inwieferne können diese zwei Sätze als sich widersprechend und als Beweis dafür angesehen werden, daß ich mit mir selbst nicht im Reinen bin? Sie sind doch aus zwei verschiedenen Bänden geholt und kennzeichnen zwei verschiedene Entwickelungszustände der indischen Gesittung.

Das Indien der vedischen Hirtenvölker war groß durch seinen kindlichen Glauben an das Gute, durch seine Anständigkeit und Sittlichkeit.

Das Indien der Priester und Brahmanen wurde zu einem Zeitalter des Aberglaubens und der religiösen Knechtung. Solche Arten von Herummäkeln scheinen mir meines Gegners wirklich nicht würdig zu sein .... Man flickt doch nicht Sätze aneinander, die keinen inneren Zusammenhang aufweisen. Man schreibt nicht irgendwelche Fetzen wahllos ab, ohne den Leser über den Geist zu unterrichten, in dem sie verfaßt worden sind .... Auf solche Art und Weise beweist man jedenfalls nicht seinen strengwissenschaftlichen Gerechtigkeitssinn.

An einen Irrtum Herrn Foucaux' kann ich nicht glauben. Es war unmöglich, daß er ihm widerfuhr. Man urteile selbst:

Auf Seite 7 der Bibel in Indien schrieb ich den Satz, der sich auf die Hirtenzeit bezieht:

„Heil Dir, alte indische Erde, Du Wiege des Menschengeschlechts! Oh, wie sehr wünschte ich, daß Deine Vergangenheit noch einmal unser Zukunftslos werden möge!"

Dann setzte ich den Vergleich zwischen diesem ruhmreichen Einst und der Zeit religiöser Knechtung fort. Im gleichen Werke und im gleichen Hauptstück schloß ich auf Seite 10 in folgender Weise:

„Dies war das Zeitalter der Größe infolge der Freiheit der Gedanken und der Vernunft."

Dann kam ich auf die Zeit der Niederganges:

„Das Greisenalter war für das Volk angebrochen; für dieses Volk, das die Welt erleuchtet hatte. Die unbarmherzige Zeit hat Babylon, Ninive, Athen und Rom ins Grab fahren lassen. Doch der Stempel, den Indien seinen Sitten und seiner Wissenschaft aufgedrückt hat, ist unauslöschlich."

„Ich mußte sehen, wie die Brahmanen und Priester ihr Wort, die heiligen und angesehenen Veden, die göttlichen Schriften verschacherten, wie sie sich dem geistlosen und herrschsüchtigen Königtum auslieferten. Sie vergaßen ihre Herkunft und erstickten Indien unter einer verderbten Pfaffenherrschaft, welche mit ihren Kastenteilungen, ihren unwürdigen Opfern gegenüber den schändlichsten Leidenschaften, mit ihrer zielbewußten Verblödung der Menge nur allzubald den Ruhm der Vergangenheit verschwinden machte. Denn dieser Ruhm wäre ja ihre Schande gewesen und die alte Freiheit hätte sie wieder stürzen müssen."

Es ist ganz ausgeschlossen, daß Herr Foucaux diesen Ab-

schnitt nicht gelesen haben könnte. — Noch mehr; im gleichen Abschnitt des gleichen Werkes (Christna und Christus), wo ich auf Seite 50 geschrieben habe:

„Indien bewegt sich ohne Unterlaß in einem verhängnisvollen Kreise zwischen Eingottlehre und Vielgötterei und röchelt seit fünfzehnhundert Jahren unter der Umklammerung durch die Priesterschaft,"

da steht auf Seite 47 zu lesen: „Das Indien der vedischen Zeiten glaubte an einen Gott. Unter dem verderblichen Joche der Priesterschaft gelangte es erst zur Vielgötterei."

So ist überall mein Gedanke klar umschrieben und ich kann mir Herrn Foucaux' „Irrtum" einfach nicht erklären. Die nachfolgende Stelle ist noch sonderbarer; in der Absicht, meine Ungereimtheit um jeden Preis nachzuweisen, fügt mein Gegner hinzu:

11. „Die Wunder der indischen Kunst, welche der alten Kunst der Ägypter und Griechen geistige Anregungen geboten hat."

Weiter auf Seite 375:

„Die Inder können sich mit der glänzenden griechischen Kunst nicht messen".

Hier bin ich nun in wirklich arger Verlegenheit, wie ich meinen Gedanken klar ausdrücken soll.

Es handelt sich jetzt offenbar nicht mehr um rechts und links zusammengelesene Satzbrocken, ohne daß dem Leser auch der Geist und der Sinn mitgeteilt würde, in welchem sie geschrieben worden sind. Von mir aus soll Herr Foucaux jetzt um Hilfe rufen. Heraus muß es aber, so schwer die Beschuldigung auch klingen mag! Er holt sich ganz bewußt Satzfetzen heraus, um sie zu verstümmeln und so seine Beweise daraus zurechtschmieden zu können.

Nachdem diese zwei Abschnitte nun wieder in ihren ursprünglichen Zusammenhang zurückverpflanzt sind, will ich gerne meinen Lesern das Urteil überlassen.

Anläßlich der Beschreibung eines Hindutempels habe ich im Christna und Christus auf Seite 192 geschrieben:

„Man stelle sich einen ungeheuren unterirdischen Raum vor, aus dem Granitfelsen unter dem Tempel ausgehöhlt. Dort kamen alle Wunder der alten indischen Kunst zusammen, welche die alte Kunst der Ägypter und Griechen angeregt hat .... Luftige Säulen von zwanzig Meter Höhe, sorgfältigst mit dem Meisel bearbeitet. Zierliche Frauengestalten erwecken auf den Höhen der Säulen den Eindruck, als trügen sie das Gewölbe des Gebäudes. Wunderliches Gebälk, vielfarbige Säulenköpfe. Lorbeer- und Akanthusblätter säumen die Friese ein, usw."

Wie man sieht, ist hier von der Baukunst die Rede.

An einer anderen Stelle befaßte ich mich mit den sittlichen und fortschrittlichen Eroberungen Indiens und habe auf Seite 375 des Christna und Christus geschrieben:

„In der Baukunst scheinen die Hindus alles geschaffen zu haben, dessen der Menschengeist fähig ist. Kühne Dome, ragende Kuppeln, schlanke Türme mit einem wahren Spitzenwerk aus Marmor, gothische Türme, vollentwickelte griechische Bogengewölbe, Vielfarbigkeit. Alle Arten aller Zeitalter finden sich hier und geben den Ursprung und die Zeit des Ausganges für die verschiedenen Völkerschaften an, welche bei ihrer Auswanderung das Andenken an die Kunst ihres Herkunftslandes bewahrt haben.

In der bildenden Kunst haben sie zuerst das Großartige erfaßt, die mächtigen Mas-

senwirkungen, doch können sie nicht gegen den Glanz der griechischen Kunst aufkommen.

In der Malerei kamen sie über das Handwerkliche niemals hinaus."

Und was folgt hieraus? Es folgt daraus, daß ich den anregenden Einfluß der indischen Kunst in der Architektur nachgewiesen habe, sowohl auf die ägyptische, als auch auf die griechische Kunst. Doch stelle ich mit nicht geringerem Nachdrucke fest, daß in den bildenden Künsten die indische Kunst nicht an den Glanz der Griechen heranreicht, ebenso wie sich Indien auch in der Malerei nicht über das Handwerksmäßige erhoben hat.

Kann man hier auch nur den Schatten eines Widerspruches entdecken? Um aber einen zu schaffen, tut Herr Foucaux folgendes:

Aus zwei langen Abhandlungen reißt er zwei Satzverstümmelungen heraus; ohne die vorhergehenden und die darauf folgenden und sie erklärenden Stellen haben sie aber nicht mehr den Sinn, der in sie hineingelegt worden war....

S. 192: „Die Wunder der indischen Kunst, welche der alten Kunst der Ägypter und Griechen geistige Anregungen geboten hat...."

S. 375: „Die Inder können sich mit der glänzenden griechischen Kunst nicht messen".

Aber ihr Zweck ist wohl erfüllt!

Und so geht es weiter: Nicht zufrieden damit, Sätze verstümmeln zu können, fügt er noch Worte hinzu, um die verstümmelten Gebilde grammatikalisch zu ergänzen.

Ich habe geschrieben: „In der Bildhauerei haben sie das Großartige, die mächtigen Massenwirkungen, zuerst erfaßt, doch können sie sich nicht mit dem Glanze der griechischen Kunst messen...."

Und Herr Foucaux schreibt nach: „Die Inder können sich nicht mit dem Glanz der griechischen Kunst messen...." So macht er aus einem Nebensatz einen Hauptsatz und vergißt (absichtlich!) anzugeben, daß sich meine Behauptung nicht auf die Kunst im allgemeinen, sondern bloß auf die Bildhauerei bezieht.

Nachdem ich nun die Grundzüge seiner Kampfesweise aufgezeigt habe, scheint es mir unbillig zu sein, noch länger dabei zu verharren. Habe ich nicht recht?

12. „Auf Seite 52—53 versichert Herr Jacolliot, ‚daß ein Tieropfer den heiligsten und unverletzlichen Grundsätzen der Hindus widersprochen habe, welche jegliche Ort von Mord brandmarkten, unter welchem Vorwande immer es auch dazu kommen sollte.'"

Hätte er jedoch aufmerksam die Gesetze des Manu gelesen, so hätte er erfahren, daß ein Tieropfer nicht nur nicht verboten, sondern häufig sogar vorgeschrieben ist.

Herr Foucaux wird mir gerechterweise das Zeugnis nicht verweigern können, daß ich meine Erwiderungen immer möglichst wenig verletzend zu gestalten trachte.... Nichtsdestoweniger wird er mir jetzt zu sagen gestatten, daß ich am Ende so weit bin, in nichts, aber schon gar nichts den Beweggrund für diese unablässige Verdrehung meiner Gedanken zu begreifen. Wie arm muß er schon an eigenen Einfällen sein, wenn er sie durch geradezu stoffliche Veränderung meiner Wortlaute ersetzen muß!

Nach der Behauptung meines Gegners habe ich auf Seite 52, 53 im Christna und Christus behauptet, „daß ein Tieropfer den heiligsten und unverletzlichen Gefühlen der Hindus widersprochen haben soll, welche usw."

Ich bin zu der Feststellung gezwungen, daß mir mein Gegner diese Meinung kostenlos zur Verfügung stellt!

Ohne Zweifel findet sich der von ihm wiedergegebene Satz in meinem Buche.... aber wie?

Herr Foucaux hütet sich wohl zu sagen, daß dieser Satz einfach Gedanken klarstellt, wie sie einzig der Sekte der Dscheinas zukommen. Auch wird damit noch lange nicht ausgesagt, daß die Tieropfer, ganz allgemein gesprochen, sich nicht mit den heiligsten und unverletzlichen Grundsätzen der Hindus vertragen hätten....

Es genügt, diesen Abschnitt in seinen vollen ursprünglichen Zusammenhang zurückzuversetzen, um zu sehen, daß Herr Foucaux damit fortfährt, sowohl meine Gedanken, als auch meine Wortlaute wirklich willkürlich durcheinanderzubringen.

Im Verlaufe einer Erzählung von alten Streitigkeiten und Händeln der Brahmanen und der Dscheinas, sagte ich auf Seite 52—53 folgendes:

Die Dscheinas beschuldigen die Brahmanen, daß sie die vier Veden, den Manu, die achtzehn Puranas, die Dreifaltigkeit und die scheußlichen Märchen erfunden haben, worin von den Verkörperungen Vischnu's, dem Lingam, der Verehrung der heiligen Kühe und anderer Tiere, sowie vom Ekiamskult u. a. m. die Rede ist.

„Von allem Anfange an setzten sich die Dscheinas ohne Unterlaß und mit ihrer ganzen Kraft gegen diese Abänderungen zur Wehr. Sie sahen, daß ihre Warnungen keine Wirkung hatten und daß das religiöse System der Priester auch weiterhin der Menge aufgezwungen wurde. Daher kam es auch zum offenen Bruch zwischen ihnen und den Brahmanen .... Nach den alten Legenden der Dscheinisten brach der Kampf bei Gelegenheit der Einführung des Ekiamsopfers aus. In diesem Opfer wurde ein Ziegenlamm mit rotem Fell zu Ehren der Dreifaltigkeit aufgeopfert. Das widersprach den Auffassungen von der Gotteinigkeit und den unverletzlichen heiligsten Grundsätzen der Hindus, welche jede Art von Mord brandmarkten, unter welchem Vorwande immer es auch dazu kommen sollte. — Diese Meinung wird von den Dscheinas verfochten. —"

Es ist ganz ausgeschlossen, daß Herr Foucaux nicht gesehen haben könnte, daß ich nur einen geschichtlichen Bericht über die mitgeteilten Tatsachen abstatten wollte, sowie über die in den alten dscheinistischen Legenden ausgesprochenen Meinungen. So habe ich lediglich die Lehrsätze der Brahmanen mit ihren Tieropfern und die der Dscheinisten, welche so etwas nicht zulassen wollen, einander gegenübergestellt. Es geschah letzten Endes nur, um die Art und den Ursprung des Streites zu erklären.

Herr Foucaux ist sehr geschickt darin, aus meinen verschiedenen Werken Wort- und Satzfetzen herauszureißen, um sie nachher so nach eigenem Gutdünken zusammenzustoppeln und Widersprüche daraus zu bilden. Doch hätte er geruht, seinen Lesern folgende Stelle aus meinem Bande „Die Geschichte der Jungfrauen", Seite 86, zu bringen, so hätte er ihnen damit einen doppelten Dienst erwiesen. Er hätte sie in den Stand gesetzt zu begreifen, daß ich

1. selbst so und so über das Tieropfer in Indien denke, und was
2. von seiner Beurteilungsweise zu halten ist.

„In der volkstümlichen Religionsübung der Hindus findet sich eine große Zahl von allerlei Opfern, verschieden je nach den Göttern und Tempeln. Bei der Mehrzahl derjenigen der Vischnuvisten, oder der Sekte, welche die zweite Person der Dreifaltigkeit anbetet, enthalten sie folgende feierlichen Gebräuche:

1. Die Anrufung Gottes, das Avahana, mit der Bitte, auf den Altar herunterzusteigen.

2. Das Hassana, oder Gebet um gnädigste Erhörung des Lobgesanges, den man zu seiner Ehre darbringt.

3. Das Padia, während welches der Priester die Füße der Götterstatue wäscht.

4. Das Arkia, oder die Darbringung von Blütenwasser, Safran und Sendelholz.

5. Das Madu-Parka. Der Priester weiht in einem Kelche Honig, Zucker und Milch.

6. Das Niveddia, oder die Darbringung der Opfertiere. An das Volk werden kleine geweihte Reiskuchen verteilt. Diese himmlische Nahrung muß kniend entgegengenommen werden und wird im Tempel verzehrt."

„Während des Niveddia werden als einzige Tiere den Göttern geopfert: Das Pferd, der Büffel, der Ziegenbock, das Ziegenlamm und der Hahn, welcher dem Gotte der Heilkunst vorbehalten ist. Außerdem die jungen Tauben, welche ihr Nest noch nicht verlassen haben dürfen."

Zwanzig weitere ähnliche Abschnitte, besonders auch betreffs der Menschenopfer, kennzeichnen ganz klar meine Meinung über diesen Gegenstand.

Abgesehen von den besonderen Mittelchen, die ich nachzuweisen in der Lage bin, hat diese Art der Beurteilerei etwas Kindisches an sich, was nur sehr wenig mit einer so hervorragenden Persönlichkeit zusammenstimmen will, wie es mein Gegner doch ist....

So wirft er mir vor, daß ich die Gesetze des Manu nicht mit genügender Aufmerksamkeit gelesen haben soll, welche nicht nur ein Tieropfer keineswegs brandmarken, sondern sogar vorschreiben.... und ausgerechnet auf Seite 185 der Bibel in Indien habe ich folgender Stellen aus dem Manu Erwähnung getan — im Zusammenhang mit den Tieropfern:

„Der ewige Brahma (das Wesen aus eigenem Willen) hat die Tiere für das Opfer geschaffen. Das Opfer ist die Ursache für das Wachstum dieser Welt. Daher ist ein Mord, der eines Opfers wegen vollzogen wird, kein Mord.

Soviele Haare das Tier auf seinem Leibe hatte, so oftmal wird derjenige, der es auf eine unerlaubte Weise umgebracht hat, wähernd seiner Seelenwanderungen ein gewaltsames Ende nehmen.

Wer aber kein gekauftes oder geschenktes Tier gegessen hat, ohne es vorher Gott geweiht zu haben, der bleibt frei von aller Schuld. Denn Gottes erklärter Wille ist es, daß das Fleisch nach der Darbringung des Opfers gegessen werden soll.

Ein Brahmane darf niemals vom Fleisch der Tiere essen, welches nicht vorher durch Gebete geweiht wurde...."

Herr Foucaux wird einsehen müssen, daß ich seine Belehrungen nicht nötig hatte, um zu erfahren, daß Tieropfer vom Manu vorgeschrieben sind.

Mag sein, daß Herr Foucaux einige kleine Abweichungen zwischen meinen Stellen findet und jenen, deren er sich selbst bedient. Wohl nicht, was den Inhalt anbelangt,

sondern höchstens die Form. Hoffentlich ist er so nett, sich nicht wieder auf mich zu stürzen, weil ich meinen aus dem Tempel von Chelambrum in Südindien stammenden Manu jener Ausgabe vorziehe, welche am französischen Collegium benützt zu werden pflegt! — — Nicht daß ich die Frechheit hätte, die Überlegenheit eines Textes über einen anderen in die Welt hinauszuschreien; doch da im Norden Indiens an die hundertfünfzig und im Süden über dreihundert Manu-Texte vorhanden sind, in welchen man ganz beträchtliche Abweichungen finden kann, so will ich doch meinen südindischen Text behalten. Wohl hatten die Pandits dieses Teiles von Indien das Pech, kein großes wissenschaftliches Ansehen zu genießen — erst recht nicht bei meinem Gegner. Aber die Abweichungen sind untergeordneter Art und beziehen sich nur auf Dinge außerhalb des Bodens der eigentlichen Lehre.

Ich werde später noch einmal Gelegenheit haben, auf diese Texte zu sprechen zu kommen.

13. „Und für einen Mann, der lange Zeit in Indien zugebracht hat, ist er schlecht genug über das Aswamedha-Opfer unterrichtet, welches nach seiner Behauptung auf Seite 88 angeblich jeden Morgen stattfinden soll, während doch dieses feierlichste aller Opfer ein ganzes Jahr dauern muß und nur von Königen dargebracht werden kann.“

Ich fühle mich an Stelle von Herrn Foucaux gekränkt, doch muß ich es sagen: Wenn er nicht lange, sondern nur einen einzigen Tag wirklich in Indien gewesen wäre, so hätte er diese ebenerwähnten Zeilen niemals geschrieben. Auch hätte er sich gehütet, seinem Verweis diese leichte schulmeisterliche Färbung zu verleihen, welche mir beinahe das Recht geben würde, ihm zu antworten, daß er mir für einen Sanskrit-Professor am französischen Collegium schlecht genug unterrichtet scheint über die Belange des Brahmanentums.

Ich will versuchen, meinen Gedanken durch ein Gleichnis greifbar zu gestalten. Erst nachher will ich auf die Bemerkung selbst die Antwort geben.

Stellen Sie sich etwa vor, ein Bürger des himmlischen Reiches hätte lange Jahre in Europa zugebracht. Nach seiner Rückkehr in seine Heimat veröffentlichte er ein Buch über diese Gegend. In diesem Werke stünde etwa geschrieben:

„Die europäischen Herrscher gehören der christlichen Glaubenslehre an!“

Augenblicklich fängt der Professor der französischen oder englischen Sprache in Peking Feuer und schlendert ihm folgendes höhnische Wort zu:

„Für einen Mann, der lange Zeit in Europa gelebt hat, sind Sie merkwürdig schlecht über die tatsächlichen Vorgänge unterrichtet. Die Herrscher dieser Gegend, vor allen Dingen aber die romanischen Gebieter, gehören so wenig zu dieser Sekte, daß sie sogar die Mitglieder verfolgen. Die Christen sind aber gezwungen, sich zur Ausübung ihres Gottesdienstes in unterirdischen Gängen zu verbergen, um nicht auf den Kampfplätzen der Theater den wilden Tieren vorgeworfen zu werden.“

Herr Foucaux hat hoffentlich nichts dagegen, aber sein Fall und meiner sind völlig dasselbe....

Zuallererst finden wir wieder einmal seine Gewohnheit bestätigt. Wie immer, so bringt er auch hier einen zufälligen Satz, den er sich nach seinem Maß zuschneidet....

Wenn man sie so hört, diese Worte über das feierliche Aswamedha-Opfer, so möchte man meinen, ich hätte mich über Herkunft und Art dieser Gepflogenheit gröblich getäuscht.

Daher ist es wohl das beste, wenn wir diese Stelle mit ihrem wahren Sinne wieder herstellen:

„Keine himmlische Gewalt kann einer Anrufung widerstehen, wenn sie in angemessener Weise dargebracht wird — und wäre es selbst der geheimnisvolle Swayambhuva. So läßt der feiernde Priester jeden Morgen, wenn das Aswamedha-Opfer dargebracht wird, mittels der Gewalt seines Gebetes den Gott Vischnu auf den Altar herabsteigen, die zweite Person der Trimurti (Dreifaltigkeit), welche in Christna Mensch geworden ist." (Auf Seite 88 in Christna und Christus).

Wie man sehen kann, spreche ich hier einzig von der Gewalt des Gebetes, — und es ist nicht mehr als ein reiner Zufall, daß gerade vom Aswamedha die Rede ist.

Ich will mich nun mit meinem Gegner über dieses Opfer aussprechen. Dabei will ich auch angeben, wie es während dreier verschiedener Zeitläufte in Indien zuging.

1. Zu den Zeiten der rein priesterlichen Vorherrschaft der Brahmanen war das Aswamedha-Opfer ein reines Gleichnis. Vor den versammelten Häuptlingen brachte ein Priester das Opfer dar. Neben dem Altare war ein Pferd angebunden und der Opfernde weihte es Gott. Am Ende der Feierlichkeit brannte man dem Tiere mittels eines glühenden Eisens das göttliche Mal ein, so wie man es auch heute noch mit den heiligen Stieren der Tempel macht. Von nun an war das Tier dem Dienste des Tempels und der Priesterschaft geweiht und durfte zu keiner gemeinen Arbeit mehr verwendet werden. Für dieses Opfer wurden nur junge Hengste angenommen.

Mein lieber Herr Foucaux, — gewisse Leute, denen das Pech widerfahren ist, in Indien zu wohnen, die aber obendrein die schlechte Gewohnheit haben, hinter den religiösen Vorspiegelungen nach natürlichen Ursachen zu suchen . . . ., diese Leute haben von seiten der Pandits, oder gelehrten Brahmanen, ganz eigenartige Erklärungen für die Feierlichkeit erhalten. Und was sagten diese Weisen? Die weitaus überwiegende Menge der Hengste und Stiere (denn auch die wurden geopfert) pflegte man durch Entmannung für den Dienst des Menschen gefügiger zu machen. Die Zuchtwahl durfte aber nicht den geistig tiefstehenden Bevölkerungsschichten überlassen werden, auf die Gefahr hin, daß sie die schönsten und zur Fortpflanzung des Stammes bestimmten Einzeltiere verdürben. Daher war es den Sudras und den Vaysias verboten, Hengste zu besitzen. Dieses Recht wurde den Tempeln zuerkannt. Die Sudras und die Kschatrias, welche für die Brahmanen die Äcker bestellten, hatten so keine Ursache, sich über die Erhaltung der Zuchttiere Sorgen zu machen, wie man leicht verstehen wird.

Auf diese Weise wurden die Hengste und die Stiere mittels einer Weihehandlung unter göttlichen Schutz gestellt. Ähnlich machte man es ja auch übrigens mit den Waschungen, Bädern, Essensenthaltungen zu gewissen Zeiten des Jahres — und mit all den gesundheitlichen Vorschriften, welche von den Gesetzgebern des Ostens immer unter den Schutz der religiösen Vorstellungen gestellt worden sind.

Schon zu jenen Zeiten vermied man es, das Volk zu unterrichten, um es dagegen umso besser in dem Zustande einer gefügigen Maschine zu erhalten . . . . Und um seiner plumpen Auffassungsgabe gesundheitliche Maßnahmen aufzuzwingen, damit die Ge-

sundheit des viehisch dummen Wesens erhalten bleibe, machte man ihm Angst vor Gott und Teufel.

Diese auch von Persern und Ägyptern angenommenen Gepflogenheiten führten zu der landläufigen Annahme, man hätte den Tieren göttliche Ehren erwiesen.

2. Den zweiten Zeitraum will ich den königlichen nennen. Damals hatten die Könige alle zeitliche Gewalt an sich gerissen, stopften aber immer noch die Brahmanen mit Reichtümern und Ehren voll. Denn so konnten sie sich ihrer zur besseren Beherrschung der Menge bedienen. Jetzt wurde das Aswamedha-Opfer aus einem Gleichnis zu etwas Entscheidendem. Doch war dieses Rosse-Opfer durch eine Art Jagd auf das Tier vorbereitet, bei welcher sich sehr oft benachbarte Könige und Nebenbuhler um die Vorherrschaft zum Kampfe herausforderten. Das gab den Anlaß zu Festen ohne Ende — und am Ende eines Jahres wurde das Pferd geopfert.

Jeder König war verpflichtet, wenigstens dreimal in seinem Leben dieses Opfer darzubringen. Wer es aber hundertmal gefeiert hatte, stieg zu göttlichen Ehren auf.

Doch dürfte man keineswegs gleich besagtem Herrn Foucaux annehmen, *dieses Opfer könnte nur von Königen dargebracht werden*. Hier bietet sich eine Gelegenheit, auf ihn einen Ausdruck anzuwenden, den er mir zugedacht hat: *Wenn er aufmerksam die Gesetze des Manu gelesen hätte*, so hätte er sehen müssen, daß der alte Gesetzgeber aus diesem Opfer nicht ein ausschließliches Vorrecht der Könige gemacht hat. So steht in meinem Buche V, das sich besonders mit den Dwidschas, oder den Brahmanen nach ihrem Erstlingsjahr befaßt, folgendes zu lesen (Spr. 53):

„Ein Mensch, der hundert Jahre hindurch alljährlich das Aswamedha-Opfer darbringen würde, sowie auch einer, der sich bis zu seinem Tode allen Fleischgenusses enthielte, — diese beiden würden sich gleiche Verdienste erwerben und den gleichen Lohn erhalten."

Im Manu V ist die Rede von der für Dwidschas erlaubten Nahrung, von den Opferungen, welche bei der Gelegenheit darzubringen sind und zu welchen auch das Aswamedha gehört.... Und im siebenten Buche, das nur den Königen geweihte Bestimmungen enthält, steht auch nicht ein einziges Wort über das Pferde-Opfer!....

Dazu kommt weiters noch, daß der brahmanische Gesetzgeber im 74. Spruche des elften Buches nicht mehr von den Dwidschas allein spricht. Er verallgemeinert die Erlaubnis zur Aswamedha-Feier, wenn er über den Mörder eines Brahmanen sagt:

„Der Mörder habe das Aswamedha, das Swardschit, und das Gosava-Opfer darzubringen usw....."

Ebenso sprechen die Slocas (Sprüche) 257, 258, 259, 260 im elften Buche in ganz allgemeiner Weise *von dem Begeher eines großen Verbrechens*, ohne irgend eine Kastenunterscheidung zu machen. Sie erteilen ihm die Befugnis, das Aswamedha darzubringen, diesen König unter allen Opfern, wodurch alle Sünden getilgt werden (so heißt es im 260. Spruch).

Ich weiß wohl, daß Herr Foucaux zur Erklärung dieser Stellen geltend machen könnte, daß diese Mörder und Verbrecher zweifellos zur Soldatenkaste gehören müßten.

So fordere ich denn meinen Gegner heraus, mir einen einzigen Manu-Wortlaut nachzuweisen, auf welchen er seine Meinung zu begründen in der Lage wäre.

Ob er mir wohl den 82. Spruch des elften Buches nennen würde, welcher folgendermaßen lautet:

„Er kann sich von seinem Verbrechen reinigen, wenn er vor den versammelten Brahmanen und Kschatrias das öffentliche Gelübde ablegt, ein Aswamedha-Opfer darzubringen. Auch muß zusammen mit den Brahmanen im Avabhritha-Opfer seine Waschungen vollziehen."

Dieser Spruch sagt einfach aus, daß die Brahmanen und die Kschatrias (= Krieger) wegen des Aswamedha versammelt sind, es wird aber darin keineswegs aus diesem Opfer ein Vorrecht der Krieger gemacht.

Das sind aber auch alle Manustellen, in denen vom Pferde-Opfer die Rede ist.

3. Der dritte Entwickelungsabschnitt liegt schon nahe an unserer Zeitrechnung. Durch innere Streitigkeiten und Eroberungskämpfe unter sich zerfallen, haben Kschatrias, Brahmanen und Könige keine Zeit mehr, um an Opfern von der Dauer eines Jahres teilhaben zu können. In gleichem Maße, wie das Aswamedha-Opfer immer seltener wird, zeigt es auch die Neigung, zu einem Gleichnis zu werden.

Das Gesetzbuch Manu hatte schon im fünften Buche über die heilige Opfernahrung ausgesagt:

„Daß der Brahmane Teig mit Butter kneten und daraus ein Abbild des zu opfernden Tieres machen müsse; ebenso solle er sich hüten, ein nicht geweihtes Tier zu verzehren."

Und so ganz allmählich nahmen die Brahmanen die Gewohnheit an, das Aswamedha-Pferd durch eine Abbildung aus Reisbrei darzustellen, wozu entweder Honig oder Butter geknetet wurde.

Nach und nach wurde der Abscheu vor der Tötung von Tieren derart groß, daß man sehen konnte, wie die Brahmanen ihr Trinkwasser durchseihten, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, die darin enthaltenen kleinen Lebewesen zugrunde zu richten. Früher hatten dies nur Büßer höheren Grades getan. Das Gesetzbuch Manu hatte ja die Tötung nur anläßlich von göttlichen Opfern gestattet und der Lehrsatz von der Seelenwanderung überwucherte bald alle übrigen. So verschwanden die Tieropfer, wie solche von Pferden, Stieren, Ziegenlämmern und Tauben aus dem Kulte allmählich ganz. Bisher nur als Ausnahme beibehalten, wurden sie mehr und mehr durch Sinnbilder aus Teig, durch kleine Reisfladen, durch Milch, Butter, Honig, geröstete Reiskörner und Blumen ersetzt.

Jahrhunderte sind verflossen, seit das Pferde-Opfer nicht mehr mit dem lebenden Tiere selbst vollzogen wird. Da aber das Aswamedha in den Glaubensmeinungen der Inder seine volle reinigende Kraft bewahrt hat, so bringen es die Brahmanen jeden Morgen mittels einer kleinen Nachbildung aus mit Safran zusammengekochtem Reis oder auch unter Verwendung von Teig dar. Dabei hoffen sie, im künftigen Leben einen göttergleichen Rang zu erreichen.

Auf solche Weise wiederholt sich das Opfer ohne Unterlaß an jedem Tage — nicht nur ein Jahr lang, wie in der Vergangenheit, sondern während des ganzen Lebens des Opfernden — immer in der Hoffnung auf die von dem Gesetzbuche Manu in Aussicht gestellte Belohnung für denjenigen, welcher ohne Unterbrechung das Aswamedha-Opfer hundert Jahre hindurch dargebracht hätte.

Wenn aber Herr Foucaux das Vordringen der indischen Überlieferung auf einem anderen Wege verfolgen wollte, so wird er sehen, wie sich die Tieropfer in Persien, Chaldäa und Ägypten bis Judäa wiederholen. Und dort wird er ebenso wie in Indien — gleichsam wie eine stark vereinfachte Zusammensetzung der alten Gepflogenheiten — das Fett und das Blut der Opfertiere finden, wie es von den Juden in ihrem Tempel verbrannt wurde —, um dann später durch ein wenig mit Wasser verdünnten Breies versinnbildlicht zu werden, damals — da es zur christlichen Umwälzung kam....

Dies ist mit kurzen Worten gesagt das, worauf ich gerne noch eingehender zu sprechen gekommen wäre. Es war aber nie meine Absicht, gerade den Sinn dieses Opfers auseinanderzusetzen; sondern im Abschnitte, den mein Gegner herausgegriffen hat, handelte es sich nur um eine ganz flüchtige Anspielung darauf.

Der hervorragende Professor der Sanskritsprache am französischen Collegium scheint mir betreffs des Aswamedha-Opfers um eine Zeit von einigen tausend Jahren rückständig zu sein. Offenbar hat er aus der ganzen Überlieferung nur einen einzigen Punkt zu erforschen und kennen zu lernen unternommen, ohne sich die Mühe zu geben, auch deren Fortgang zu verfolgen.... Genau so wie mein Chinese, der die Christen noch für in den unterirdischen Grüften und Gängen gefangen hält, während sie doch an die siebzehn Jahrhunderte schon daraus entstiegen sind.

Ich kann es ja verstehen, weil das Gesetz der Trägheit in unserer zünftigen Wissenschaft doch so eine überragend wichtige Rolle spielt.

Doch scheint mir in einem solchen Falle das Sprichwort sehr beherzigenswert: Si tacuisses, philosophus mansisses! Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

14. „Auf Seite 74 sagt Herr Jacolliot: ‚Schon in der ursprünglichen vedischen Zeit, lange bevor die Veden und das Buch Manu in eine strenge gesetzliche Form gebracht worden waren, da lebten schon die ‚nackten Büßer unter dem Namen der Sannyasis.'

Da möchte ich mit der Frage an Herrn Jacolliot herantreten, was denn darunter zu verstehen sei, die Veden wären in eine gesetzliche Form gebracht worden. In ihrer Zusammensetzung aus Hymnen zu Ehren der Feuergötter, der Götter der Luft und des Wassers usw. haben die Veden niemals ein Gesetzbuch dargestellt — und ich zweifle, ob man da etwas von nackten Büßern finden kann, so wie ich es auch für schwer beweisbar halte, daß er gerade diese Weisen für die Gründer des Dschainismus hält, als Gegengewicht zu den vielgötterischen Neigungen der Brahmanen.

Nach Herrn Jacolliot, war der Dschainismus stets eingöttisch gerichtet, so wie er es noch immer ist und auch stets bleiben wird. Man wird uns keine einzige Schriftstelle nachweisen können, welche im Widerspruch zu dieser Behauptung stünde'.

Der Verfasser hat es nur allzuleicht, vom Dschainismus zu erzählen, den man bis zu dem heutigen Tage herzlich wenig erforscht hat, da man die ursprünglichen Bücher der Sekte nicht zur Verfügung hatte; aber das wenige, was man von der Lehre der Dschaina kennt, kann nicht als Stütze für die vorgebliche Eingottlehre herangezogen werden."

Mehr und mehr vernachlässigt Herr Foucaux meinen Hauptsatz betreffs Christna und Christus. Hier und da nimmt er so zwischendurch ein kleines Ästchen auf, das er nach besten Kräften verunstaltet. Alles nur, um dadurch Gelegenheit zu finden, die einzige Hauptsache des Buches an sich bis zum Ende seines Aufsatzes vergessen zu lassen.

In diesem Abschnitte scheint Herr Foucaux weit weniger sicher in seinen Behauptungen. Er zweifelt —, es scheint ihm nicht so einfach zu sein —, der Verfasser hat gut vom Dschainismus zu reden, den man nicht genügend kennt —, usw. — Ich will meine Antwort auch kurz fassen:

Mein Gegner fragt mich zu Anfang, was ich so unter dem Ausdruck verstehe, „man hätte die Veden in eine gesetzmäßige Form gebracht". Auch teilt er mir mitleidig mit, die Veden wären gar kein Gesetzbuch.

Ich weise auf diesen Tadel hin, obgleich er mir einigermaßen kindisch scheint, denn er scheint mir ein sprechendes Beispiel für die Armseligkeit der ins Treffen geführten Gründe zu sein, zu welchen mein Gegner seine Zuflucht nehmen muß.

Wohl ist das Rig-Veda eine Sammlung von Lobgesängen, keineswegs aber das Jadschu- und Sama-Veda. Diese enthalten zahlreiche religiöse Vorschriften. Das Atharva-Veda ist eine Sammlung von zauberischen Bestimmungen und Vorschriften. Das sind also richtige Gesetzbücher für Glaubenslehren und Pflichten.

In ihrer Gesamtheit werden die Veden von den Indern für die eigentliche Urquelle aller ihren bürgerlichen und religiösen Gesetze gehalten.

„Die Grundlage des Gesetzes ist das Veda ganz und gar!" (zweites Buch, sechster Spruch des Manu).

„Was auch immer für ein Gesetz und eine Pflicht dem oder jenem Einzelmenschen vom Manu auferlegt wird, diese Pflicht ist vollkommen im Veda erklärt ...." (zweites Buch des Manu, siebenter Spruch).

Sollte Herr Foucaux vergessen haben, diese Stellen zu lesen? Er, der mir so ans Herz legt, das Buch Manu ja recht aufmerksam zu lesen?

Wenn aber die Veden der Hauptinhalt und die Grundlage des Gesetzes sind, so erweckt die Sammlung dieser Bücher, welche bis in die ersten Zeiten der Brahmanen völlig verstreut waren, ganz natürlicherweise eher den Gedanken an eine gesetzmäßige Gliederung, als etwa an eine einfache Sammlung.

Betreffs des Dschainismus stellt mein Gegner fest, daß die zünftige Wissenschaft bis zur Gegenwart noch nicht die Glaubenslehren dieser Sekte erforschen konnte, weil man die eigentlichen Bücher nicht hatte ...., daß aber das wenige davon Bekannte keineswegs für den Glauben an einen Gott spricht, den ich ihnen nachsage. Auch glaubt er, daß es nicht so leicht sein würde, den Nachweis für die Gründung des Dschainismus durch die nackten Büßer zu erbringen, als Gegengewicht zu den vielgöttischen Neigungen der Brahmanen.

Darauf antworte ich Herrn Foucaux nur eines:

Wenn ich im Christna und Christus die Behauptung aufgestellt habe, die Dschainisten wären Anhänger des Glaubens an einen Gott — und die Lehre wäre von den nackten Büßern im Widerspruch zu den vielgöttischen Gebeten und Neigungen der Brahmanen begründet worden ...., so tat ich es, weil es aus ihren eigenen Werken hervorgeht:

Aus dem Buche Pratamany-Joga, Tscharanany-Joga, Karanany-Joga und Dravijany-Joga. Das sind ihre vier Veden.

Dazu kommt noch das Diktscha-Sastram, ein Werk mit Erläuterungen und Anleitungen, das ich in Indien mit Muße durcharbeiten konnte.

Und gerade deshalb halte ich noch immer die Behauptung aufrecht, daß man mir

auch nicht einen Text wird nachweisen können, der im Widerspruch stünde zum Glauben der Dschainisten an einen einzigen Gott.

Ich bringe über diesen Punkt die äußerst klare Meinung eines ebenso gelehrten wie bescheidenen Orientalisten, des Herrn Lamaraisse, ehemaligen Ingenieurs und früher mit der Oberleitung der Brücken- und Straßenbauten von Pondichéry betraut gewesen. Daher habe ich auch das Vergnügen seiner Bekanntschaft.

Volkslieder aus Südindien, Seite 23.

„Die in ihrem Glauben von der Allgemeinheit abweichenden Dschainas geben sich für die Nachkommen der Vranaprasthas = Waldbewohner aus. Diesen Namen gibt man oft den nackten Büßern oder Sanniasy nirvany. Deren Glaubenslehren und Tugenden wollen sie einzig und allein bewahrt haben.

Seit langer Zeit widersetzte sich eine Anzahl von Brahmanen mit ihren Anhängern gegen neue Einführungen im alten Glauben, besonders gegen die blutigen Opfer. Als das Ekiamopfer eingeführt wurde, da trennten sie sich von den anderen Brahmanen und bildeten eine Sekte. Lange Zeit hatten sie noch große Macht — und erst nach Ablauf von fünf Jahrhunderten hatten die anderen Brahmanen sie endlich niedergekämpft.

Heute gibt es eine sehr spärliche Zahl von Dschainas und ihre Tempel sind in Indien nur selten zu finden. Im Nachfolgenden gebe ich die Eigenheiten dieser Sekte an:

Sie verehren ein höchstes Wesen, dessen hauptsächlichste Eigenschaften die unendliche Sanftmut, unendliche Weisheit, unendliche Macht und ein unendliches Glück sind. Doch kümmert es sich nicht um die Dinge dieser Welt.

Die Tugend wird im anderen Leben durch eine glückliche Wiedergeburt vergolten, und zwar im Swarga mit einem im Verhältnis zu den Verdiensten stehenden Glück, welches jedoch nicht fleischliche Lüste bietet. Das Laster wird durch eine schlechte Wiedergeburt im Naraka gestraft; die Härte und Dauer der Strafen ist dem Verbrechen angemessen.

Der Stoff ist ewig und von Gott unabhängig. So ist es auch mit allen stofflichen Dingen und Gesetzen, von allem und jedem, das unter diesen Begriff fällt.

Betreffs der Seelenwanderung haben die Dschainas die gleichen Vorstellungen wie die Brahmanen — und gleich diesen halten sie auch an den Kastenunterschieden fest. — Sie enthalten sich von allem Lebenden, sogar von einigen anderen Nahrungsmitteln mit noch größerer Strenge als die Brahmanen selbst. Das Leben auch des allerkleinsten Tieres wird sorgsam gehütet.

Die Dschainas erweisen ihren Heiligen beinahe göttliche Ehrerbietungen.

Nach ihrer Auffassung ist der vollkommenste Zustand das Leben eines Saniassy nirvany oder nackten Büßers. Freigeworden von allen Begierden und Notwendigkeiten des menschlichen Lebens, verläßt er diese niedrige Welt, um mit seinem Gotte vereinigt zu werden."

Ich selbst habe auch nichts anderes in meiner ausführlicheren Untersuchung gesagt, welche ich ganz den Dschainas gewidmet habe.

Herr Foucaux wird es hoffentlich entschuldigen, daß ich ihm — trotz seiner nur mäßig hohen Meinung von Menschen und Dingen in Südindien — jemand als glaubwürdigen Gewährsmann genannt habe, der ebenfalls lange Zeit in dieser Gegend gewohnt hat.

15. „Auf Seite 95 finden wir: ‚Die Seele, deren Makel nicht getilgt worden ist, wird zu einer Reihe durch die Veden vorgeschriebene Seelenwanderungen verurteilt.‘

Der Lehrsatz von der Seelenwanderung erscheint nicht im Rig-Veda, doch findet man ihn in den Upanischaden; diese Bücher sind wohl sehr bald nach der vedischen Zeit verfaßt worden und werden von den Brahmanen auch Veden genannt.

Doch bleibt es deshalb nicht weniger wahr, daß der Ort und die genaue Zeit nicht sicher bekannt sind, von wo aus die Lehre von der Seelenwanderung ihren Anfang genommen hat. Fest steht jedenfalls, daß sie uralt ist, da Griechenland schon davon durch Pythagoras Kenntnis hatte und Cäsar sie in Germanien und Gallien wiederfand. Doch, — woher war sie eigentlich gekommen?

Auf Seite 98 schneidet Herr Jacolliot die Frage auf folgende Weise an: ‚Erst in der brahmanischen Zeit der Priesterherrschaft findet man in dem, von seiten der Priester zum eigenen Vorteil stark verkürzten Manu die Lehre von der Seelenwanderung um das Jahr 13 300 vor unserer Zeitrechnung zum zwingenden Glaubenssatz erhoben. Wenn auch Indien noch ältere Dokumente besitzt, so muß doch dieses Alter genügen, um ihm die Urheberschaft in dieser religiösen Meinung zuzuerkennen.‘

Ich muß zugeben, daß ich durchaus nicht einsehen kann, wie der von den Priestern abgekürzte Manu aus einer Zeit vor 13 300 Jahren herrühren sollte.

Das klassische Sanskrit des Manu, wie es uns überliefert ist, weicht ganz beträchtlich vom Dialekte der Veden ab. Dieser Umstand müßte uns zwingen, die Veden in noch bedeutend ältere und fernere Zeiten zurückzuversetzen, d. h. nach Herrn Jacolliot etwa auf die Zeit von 15—20 000 Jahren vor dem Beginne unserer Zeitrechnung. Doch wie kann es dazu kommen, daß die Sanskritsprache während eines so langen Zeitraumes nicht Wandlungen durchgemacht hat, wo doch die Völkerschaften, welche sie sprachen, mehr oder weniger zerstreut siedelten — und außerdem keine Schrift besaßen, um ihre Sprache festzulegen? Solches hat kein Gegenstück in den europäischen Geschehnissen, in der Entwickelung der griechischen und lateinischen Sprache, die doch durch die Schrift festgelegt waren. Auch damit stimmt es nur schlecht zusammen, was heute in Amerika vorgeht, wo das dort gesprochene Englisch nach weniger als hundert Jahren der Trennung schon deutliche Neigung zeigt, sich zu einer Mundart der Sprache des alten England zu entwickeln.“

Sicherlich steht soviel fest, daß der Lehrsatz von der Seelenwanderung im Rig-Veda gar nicht auftaucht, doch habe ich auch keineswegs behauptet, daß man ihm da begegnen könnte. Ich habe folgenden Ausdruck gebraucht:

„Die aufeinanderfolgenden Seelenwanderungen, wie sie durch die Veden festgelegt sind.“

Herr Foucaux weiß gewiß, daß durch diesen Ausdruck V e d e n von seiten der Hindus die Gesamtheit ihrer heiligen Schriften bezeichnet wird. Dabei sind nicht nur die vier Veden und die Upanischaden, sondern auch das Gesetzbuch Manu, die Puranas, Sastras und viele andere mit inbegriffen. Mein Satz ist infolgedessen so zu verstehen:

„Die aufeinanderfolgenden Seelenwanderungen, wie sie durch die heilige Schrift festgelegt sind.“

Überdies scheint mein Gegner noch selbst die Antwort auf eine Feststellung zu geben, wenn er in einer leichthin ausgesprochenen Bemerkung zugibt, daß die Hindus auch den

Upanischaden den Namen von Veden zuerkennen — und daß man in diesen Werken den Glaubenssatz von der Seelenwanderung vorfindet.

Angesichts der Zeitangabe von 13 300 Jahren vor unserer Zeitrechnung, welche ich dem von den Priestern abgekürzten Manu beimesse, ist Herr Foucaux nicht wenig erstaunt. Die Veden müßten dann ja — angesichts der weniger hoch entwickelten Mundart gegenüber derjenigen des alten Gesetzgebers — noch weit älter sein. Herr Foucaux wundert sich, daß die uns überlieferte klassische Sprache des Manu während eines derart langen Zeitraumes sich nicht ändert — ganz im Gegensatz zu dem, was mit dem Griechischen und Lateinischen im Altertum und mit dem Englischen in der Gegenwart vor sich gegangen ist.

Herr Foucaux hat meinen Gedanken wohl nicht so recht erfaßt. Es scheint vielmehr, daß er daran herumgemäkelt hat, ohne sich die Mühe zu seiner vollen Ergründung zu geben. Ich will das ohne die geringste spöttische Nebenabsicht feststellen, da es mir unmöglich scheint, es könnte etwa die Folge seiner Unwissenheit gewesen sein. Er wird mir aber hoffentlich zugeben, daß ich nicht auf jeder Seite, bei jedem Satze, bei jedem Wort und bei jedem Gedanken den Faden meines Werkes abreißen konnte, um mich in unaufhörliche Erläuterungen zu verlieren.

Eine Stelle aus den Werken von William Jones wird mir die Möglichkeit geben, meine Meinung klarzustellen. Der hervorragende Indienforscher erwähnt in dem Vorworte zu seiner Übersetzung des Manu eine Stelle, welche er dem Vorworte einer Abhandlung über das Recht „Narada" entnommen hat und wo es heißt:

„Manu hat die Gesetze Brahmas in hunderttausend Sprüchen niedergeschrieben. Diese teilen sich in vierundzwanzig Abschnitte und tausend Kapitel. Er übergab seine Arbeit Narada, dem Weisen unter den Weisen, der sie für den Gebrauch des Menschengeschlechtes abkürzte. So wurden zwölftausend Sprüche daraus, welche er einem Sohne Brighus mit Namen Sumati übergab. Dieser schränkte sie zur größeren Erleichterung für die Menschen auf 4000 ein. Die sterblichen Menschen lesen nur die zweite verkürzte Ausgabe von Sumati, während die Götter der niederen Himmel und die himmlischen Spielleute das eigentliche Gesetzbuch durchforschen. Dabei beginnen sie mit dem ein wenig abweichenden fünften Spruch des auf der Erde befindlichen Gesetzbuches ...."

William Jones fügt hinzu, daß die Gesetze des Manu, so wie wir sie besitzen, nicht das vollständige Sumati zugeschriebene Werk sein können, da sie bloß zweitausendsechshundertfünfundachtzig Sprüche enthalten.

So gibt es denn vier verschiedene Manus:

Die ursprüngliche Fassung mit 100 000 Sprüchen.

Die von Narada verkürzte mit 12 000 Sprüchen.

Die von Sumati verkürzte mit 4000 Sprüchen.

Und endlich das klassische Gesetzbuch Manu, wie wir es besitzen, von dem auch Herr Foucaux spricht. Man sagt, es sei von Valmiki gekürzt worden. Es umfaßt zweitausendsechshundertfünfundachtzig Sprüche.

Es wird ohne weiteres einleuchten, daß diese aufeinanderfolgenden Kürzungen des Manu verschiedenen Entwickelungsstufen der indischen Gesittung entsprechen.

Nach den Aussagen der Brahmanen diente in der ältesten Zeit, da die Menschen noch gerecht waren, die ursprüngliche Ausgabe des Manu als oberstes Gesetz. Das

Böse nahm aber in der Welt immer mehr überhand und die Menschen wurden nach und nach immer schlechter. Das erforderte eine Kürzung des Wortes Gottes, damit es leichter Eingang finde. Ungefähr 13 000 vor unserer Zeitrechnung kürzte Narada das Gesetzbuch, Sumati tat 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung desgleichen. Und Valmiki endlich 2500 Jahre vor dem Beginn unserer gegenwärtigen Zeitzählung, woraus sich denn auch die uns überlieferte Kürzung ergab.

Wohlverstanden, ich gebe damit brahmanische Zeitangaben wieder. Lassen wir aber für die in unserem Besitze befindliche Valmiki-Kürzung nach den Feststellungen der europäischen Indienforschung ein Alter von fünfzehnhundert Jahren vor unserer Zeitrechnung gelten, — wobei ich allerdings nur wenig von den dafür vorgebrachten Gründen anzugeben wüßte, — so ergäbe das immerhin noch an die dreitausendfünfhundert Jahre des Bestehens in der gegenwärtigen Fassung. Nimmt man aber an, die anderen drei Ausgaben hätten jede eine ungefähr gleich lange Dauer wie die letzte gehabt, so gelangt man für die erste Fassung und für die Kürzung des Narada (welche zweifellos von den Priestern als den einzigen Hütern der heiligen Schriften durchgeführt worden ist) so ganz allmählich zu einer jener fernabliegenden Zeitangaben, die von der Erd- und Menschenkunde heutzutage als bloße Entwickelungsabschnitte der Menschheitsgeschichte gewertet werden. Die zünftige Wissenschaft kann sie allerdings nicht ohne Schaudern betrachten, weil sie ihre Zeitzählung kindlicherweise auf die Bibel, auf Moses und auf die Urväter mit ihren neunhundert Lebensjahren aufbaut.

Für alle Fälle muß Herr Foucaux betreffs der von ihm umstrittenen Frage einsehen, daß das alte Sanskrit des ältesten Zeitalters, in welchem das Gesetzbuch Manu die Lehren von der Seelenwanderung aufgenommen hat, Jahrhunderte der Entwickelung hat durchlaufen müssen, um von der aller Wahrscheinlichkeit nach beinahe einsilbigen Form zur klassischen zu gelangen, wie sie uns überliefert worden ist.

Nachdem dieses Gesetzbuch im laufenden Rechtsleben als Richtschnur für das bürgerliche und Glaubensleben benützt wurde, so mußte es notwendigerweise von Zeit zu Zeit auch den neuen Sprachformen angepaßt werden und auch die neuen Gewohnheiten aufnehmen, denen eine höhere Weihe erteilt werden sollte. Noch mehr: So wie die Gesittung immer weiter fortschritt, wurden die Vorschriften und Gebote immer klarer gefaßt und aus den langen, auf Gewohnheiten beruhenden Gesetzen wurden mit der Zeit die Artikel des Rechtes. Letzten Endes nahm der alte Gesetzgeber — ein Zeitgenosse der Veden — in der letzten Vollendung der brahmanischen Gesittung eine Form des Aufbaues an, welche zwangsläufig auch die Justinianische Gesetzgebung und die modernen Gesetzbücher beibehalten mußten.

Scheint es nicht außerordentlich merkwürdig, daß man heute Texte aus dem Manu, dem Justinianischen Gesetze und dem französischen Codex nebeneinanderstellen kann, die beinahe wie wechselseitige Übersetzungen aussehen? So etwa die folgenden Stellen:

Manu, Spruch 189, Buch VIII: „Wenn eine zur Aufbewahrung übergebene Sache von Dieben gestohlen, vom Wasser fortgetragen oder vom Feuer verzehrt wird, dann ist der Verwahrer nicht verpflichtet den Wert zu ersetzen, vorausgesetzt, daß er selbst nichts genommen hat."

Römisches Recht, Pandectes, über die Verwahrung: „Was aber durch das Alter, durch die Krankheit zerstört oder in Mitleidenschaft gezogen, oder durch gewaltsamen

Diebstahl fortgeschleppt wurde, soll nicht (von ihm) ersetzt werden, solange keinerlei Schuld in Frage kommt."

Zivilkodex, Art. 1933: „Der Verwahrer braucht die anvertraute Sache nur in dem Zustande zurückzugeben, in welchem sie sich im Augenblicke der Rückgabe vorfindet. Die Beschädigungen ohne seine Schuld fallen dem Auftraggeber für die Verwahrung zur Last."

Auf solche Weise mache ich auf das Vordringen dieser Überlieferung aufmerksam, deren Erforschung alle meine Werke gewidmet sind.

An Hand dieser beiläufigen Bemerkungen kann Herr Foucaux feststellen, daß ich weder je daran geglaubt, noch auch etwas ähnliches geschrieben habe, wie etwa, daß die klassische Form des Sanskrit im Manu bis in die ersten Zeitalter in Indien zurückreiche und ohne jede Veränderung bis auf uns gelangt sei. Sein Mißverständnis rührt daher, daß er der Valmiki-Kürzung ein einigermaßen legendäres Alter zuspricht, während ich in Übereinstimmung mit den Brahmanen die erste Naradakürzung meinte.

In einer Anmerkung sagt Herr Foucaux noch:

„Bei Gelegenheit dieser Zeitbestimmung möchte ich an Herrn Jacolliot die Bitte richten, uns eine Zeitentafel nach seinem, offenbar wenig scharf umrissenen System zu geben. Denn so finde ich auf Seite 13: ‚Auch für den Fall, daß man der Menschheit ihr Vorhandensein erst von dem Augenblicke an zubilligt, wo es einfach nicht mehr abgeleugnet werden kann . . . . gesteht man ihr immer noch Jahrhunderttausende zu.'

Weiter auf Seite 130: ‚Und das berühmte Buch von den Sonnenfinsternissen, welches auch Herr Halled, der Indienforscher zurateziehen mußte — und dessen Alter sich auf Hunderte von Jahrhunderten beläuft.'

Und auf Seite 220: ‚Seit 20 000 und mehr Jahren gibt es Spiritualisten und Materialisten in Indien.'

Und endlich auf Seite 329: ‚Die alten Tempel im Süden von Hindustan bewahren in ihren weiten Speichern als kostbaren Schatz alles, was der Menschengeist während einer Zeitspanne von 25 bis 30 000 Jahren hervorgebracht hat — und was sich seit den Tagen des urväterlichen Indien bis zum Sturze der Brahmanengewalt abgespielt hat.' "

Und wieder einmal bin ich genötigt, meinem Gegner den Vorwurf zu machen, daß er Satzfetzen miteinander in Zusammenhang bringt, welche untereinander nicht das Geringste gemeinsam haben, daß er aber außerdem noch Teile wegschneidet, wenn sie ihm lästig sind. So sind auch die Worte, welche ich nachfolgend bringe, derart von Herrn Foucaux verstümmelt, daß sie völlig ihren eigentlichen Sinn verlieren, den ich ihnen hiemit wiederzugeben gezwungen bin:

„Auch wenn man das Dasein des Menschengeschlechtes erst von dem Augenblicke an zugibt, wo es unmöglich mehr in Abrede gestellt werden kann, muß man ihm immer noch mehrere Jahrhunderttausende zubilligen." Damit verhält es sich so: Bevor ich im Christna und Christus an die Erforschung der alten Glaubenssagen der Inder herangehe, befasse ich mich einen kurzen Augenblick lang mit den Entdeckungen der neuzeitlichen Erd- und Menschenkunde. Auf Seite 13 gebrauche ich da folgenden Ausdruck:

„Es steht unweigerlich fest, daß unser Erdball bereits fünf große deutlich abgrenzbare Zeitalter im wissenschaftlichen Sinne durchgemacht hat: Die tierfreie Zeit, die Urtierzeit, das „zweite", „dritte" und das „vierte" Zeitalter. Auch weiß man, daß ein Zeitraum von mehreren Millionen Jahren jeden dieser Entwickelungszustände vom anderen trennt.

Wenn man die Menschwerdung in das Ende des „dritten" (= tertiären) Zeitalters verlegt, was noch keineswegs entschieden ist, dann gäbe man ihr damit ein Alter von mehreren Millionen Jahren. Die Menschenkunde wird uns bald Aufschluß darüber geben."

Jetzt folgt der von meinem Widersacher entstellte Satz: „Auch wenn man ihr kein höheres Alter zugesteht, als von dem Augenblicke an, wo es einfach nicht mehr geleugnet werden kann, das heißt zu Beginn des „vierten" Erdalters, so billigt man der Menschheit immer noch mehrere hunderttausend Jahre Daseins zu."

Was ich ganz und gar nicht verstehen kann, ist die sonderbare Tatsache, daß Herr Foucaux es nicht für nötig gehalten hat, diesen ganzen Absatz wiederzugeben, der doch erst meinen Gedanken vollen Ausdruck verleiht. Was ich aber noch weniger verstehen kann, daß er aus dem von ihm gebrachten Satze die Worte, „das heißt, zu Beginn des vierten Erdalters" herausgerissen hat. Das hätte bei Ermangelung der anderen vorausgegangenen Abschnitte schließlich auch genügt, um dem Leser zu verstehen zu geben, daß ich in den betreffenden Augenblicken keine indische Zeitrechnung gäbe, sondern einen Überblick über die erd- und menschenkundlichen Lehren der Gegenwart.

Das ist, wie mir jeder zugeben wird, eine einzig dastehende Art wissenschaftlicher Streitführung. Was nun die anderen Seiten anbelangt, wo ich von einem Alter von 20, 25 und 30 000 Jahren spreche, so möchte ich Herrn Foucaux zur Antwort geben, daß ich keine Systeme habe und daß er sich irrt, wenn er mir eines in die Schuhe schieben will. Es sind ganz einfach die brahmanischen Zeitangaben, die ich wiedergebe. Mein gelehrter Herr Gegner weiß wohl selbst, wie kein anderer, um wieviel größer die von den Schriftgelehrten der Inder angegebenen Jahreszahlen sind, was das Alter ihrer Zivilisation anlangt.

So teilen die Hindus die Bestandsdauer dieser Erde in vier Zeitalter ein, mit folgenden Namen:

Crita-juga, Treta-juga, Dwâpara-juga, Cali-juga.

William Jones vergleicht sie den vier Zeitaltern der Griechen: Dem goldenen, silbernen, ehernen und dem eisernen Zeitalter.

Nach den Berechnungen der Brahmanen, wie sie von dem großen englischen Indienforscher berichtet werden, hätte das Critajuga eine Million siebenhundertachtundzwanzigtausend Jahre gedauert. Das Tretajuga eine Million zweihundertsechsundneunzigtausend, das Dwâparajuga achthundertvierundsechzigtausend, das Calijuga endlich, oder unser gegenwärtiges Zeitalter, von dem ein Teil bereits verstrichen ist, wird vierhundertzweiunddreißigtausend Jahre dauern.

Alle Völkerschaften des Ostens bewahren in ihren Ursprungsländern ähnliche Überlieferungen von alten Zeiten.

Wenn aber Herr Foucaux durchaus darauf besteht, daß ich ein System haben solle, so will ich jetzt versuchen, ihn zufriedenzustellen.

Sehr im Gegensatz zu gewissen Indienforschern, denen es offenbar ein Spiel zu sein scheint, ganz sichere Zeitangaben für alle alten Denkmäler des Schrifttums, der Philosophie und Kunst in Indien anzugeben, während sie vermutlich in ärgster Verlegenheit wären, wenn sie eine wissenschaftlich ernstzunehmende Zeitangabe für die ersten fränkischen Könige geben müßten —, will ich mich darauf beschränken, dieses alte Land zu erforschen, so wie es ist und war; auch mit seinem Glauben, seinen Vorurteilen, seinen Irrtümern, seinen Zeitangaben — aber ohne die Absicht zu einer Änderung daran zu haben.

Wir haben zehn bis zwölf Jahrhunderte gebraucht, um zu einer wirklich wissenschaftlichen Forschungsweise und Beurteilung Griechenland und Ägypten gegenüber zu gelangen .... Indien hat uns gegenüber erst seit einem knappen halben Jahrhundert seinen Schleier gelüftet. Hier gibt es Forschungsarbeit zu bewältigen, Schätze ursprünglicher Überlieferung sind zu heben und mit unserer Vergangenheit in Einklang zu bringen. Der von ihnen zurückgelegte Weg ist aufzuspüren .... Wenn ich die alten Zeitrechnungen der Brahmanen mitteile, die mit denjenigen des ganzen übrigen Asien zusammenhängen und auch mit ihren alten Gebäudeüberresten einigermaßen im Einklang stehen, — und wenn man bedenkt, daß die Erdkunde dem Osten ein Alter zuschreibt, das uns märchenhaft erscheinen muß, ... was kann mir das schon für Sorgen machen! Es muß uns genügen, daß wir mit William Jones, Colebrooke, Wilson, Burnouf, Halled, Pavie — und vielleicht sogar ein wenig mit Herrn Foucaux — über die Tatsache im klaren sind, daß Indien als die Nährmutter der indoasiatischen und indoeuropäischen Völkerschaften zu betrachten ist. Deshalb erforsche ich auch in ihrem Vordringen, ihren Entwickelungen und Veränderungen die alten Überlieferungen unseres Stammlandes.

Der Anfang und das Ende der Völkerkunde ist es, auf Grund erd- und menschenkundlicher, physiologischer, sprachlicher und geschichtlicher Forschungen im Buche der Vergangenheit zu blättern. Wenn diese einmal so weit sein wird, Indien nach allen Seiten so gründlich durchgeackert zu haben, wie es uns schon betreffs der Heimat Platos gelungen ist, dann erst wird auch die europäische Wissenschaft in der Lage sein, eine stichhaltige Zeitentafel für die Vergangenheit des näheren und ferneren Ostens aufzustellen.

Ich würde immerhin dringend ans Herz legen, vorerst einmal mit der unsrigen zu beginnen. Denn solange für unsere Zeitangaben keine bessere Grundlage gefunden worden ist, als das Reich des Pharao, Christi Geburt, Moses, Abraham, die guten Urväter, die als einzige ihre tausend Jahre so wie einen Tag verlebt haben, — und die Schöpfung der Welt, welche 4004 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung angesetzt wird ...., ja, solange wird sie mit ihren „Entdeckungen“ über die orientalischen Zeitrechnungen aller Voraussicht nach vielen Ungläubigen begegnen.

Daher meine ich auch, daß Indien so studiert werden sollte, wie es nun einmal ist und mit allen seinen mehr oder weniger sagenhaften Zeitrechnungen. Später kann man dafür ja immer noch Zeitangaben ausarbeiten, welche im Einklange mit der bereits für das Menschengeschlecht erarbeiteten Geschichte stehen.

Ich fürchte sehr, daß so eine Geschichte für Indien nur nach großen Zeiträumen aufgestellt werden könnte. Jedenfalls wäre es aber eine schöne völkerkundliche Errungenschaft, wenn deren Abgrenzung in wissenschaftlich einwandfreier Weise gelingen sollte.

Unter der Voraussetzung, daß man dahinter nicht mehr Bedeutung sucht, als ich ihr selbst beimesse, will ich noch eine Bemerkung machen. Diese fabelhaften Angaben über umfangreiche, nach Millionen und Hunderttausenden von Jahren zählenden Zeiträume im Osten haben eine sonderbare Ähnlichkeit mit den von der neuzeitlichen Wissenschaft festgestellten Millionen und Hunderttausenden von Jahren der Erdzeitalter.

Meine Arbeitsweise besteht eben darin, unentwegt forschend zu sammeln, — die Ordnung des Ganzen aber der Zukunft zu überlassen, wenn alles endgültig beisammen ist; genau so wie es in der Vergangenheit auch immer gemacht worden ist, solange man noch keinen Überblick hatte.

Jedes Jahrhundert, jede Schule, jeder Mann, welche die Kühnheit hatten, die Wissenschaft abschließen zu wollen mit dem Ausspruch: „Und weiter kommst Du nicht!", die mußten es alle erleben, daß ihre Bauten von den nachfolgenden Jahrhunderten, Schulen und Männern über den Haufen geworfen wurden .... Wohl hatte der größte Teil ihrer Entdeckungen ihren Nachfolgern als Sprungbrett gedient, doch waren sie mit der Aufstellung ihrer Gesetze etwas zu voreilig gewesen ....

Ich setze die Prüfung fort, bezüglich alles dessen, was Herr Foucaux meine Ungenauigkeiten zu nennen beliebt hat:

„Herr Jacolliot schreibt auf Seite 229: ‚Griechenland ist eine Tochter Indiens; seine Sprache ist beinahe reines Sanskrit.'

Die des Griechischen kundigen Gelehrten wären wohl kaum gekränkt, wenn dies wirklich zutreffen sollte, weil sie dann ohne andere Mühe, als eben der Erlernung des Sanskritalphabetes, die heiligen Schriften der Inder flott herunterlesen könnten. Man könnte es noch mit Herrn Jacolliot gelten lassen, daß Griechenland, wozu man dann allerdings gerechtermaßen noch Italien rechnen müßte, — eine Tochter Indiens sei; doch bleibt es deshalb nicht minder wahr, daß die Sanskritsprache mehr wie eine ältere Schwester — und nicht wie eine Mutter — des Lateinischen und Griechischen zwar genügend Ähnlichkeit aufweist, um keine ernstlichen Zweifel an der Verwandtschaft aufkommen zu lassen, daß aber der Unterschied immerhin noch so groß ist, um zur Erkennung der Zusammengehörigkeit dieser Sprachen eine sehr aufmerksame Prüfung notwendig zu machen."

Wenn die Sanskritsprache aber als ältere Schwester — und nicht als die Mutter des Griechischen und des Lateinischen zu betrachten ist, dann ist mein Gegner mindestens verpflichtet, uns die eigentliche Mutter dieser drei Sprachen anzugeben .... Sollte das etwa die Pâlisprache sein? Eine Auseinandersetzung darüber müßte sehr lehrreich sein. Doch hat es keinen Sinn, weiter darauf zu bestehen, weil ja Herr Foucaux seine Meinung nicht kundtut.

Wir wollen uns jetzt aber einmal selbst davon überzeugen, ob *eine sehr aufmerksame Prüfung nötig ist*, um die Verwandtschaft zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen zu erkennen. Vorerst will ich einige Worte vergleichen, den Satzbau wollen wir uns nachher ansehen.

Sicherlich ist das nun Folgende völlig überflüssig für den des Sanskrit kundigen Leser. Doch lege ich großen Wert auf eine klare Auseinandersetzung über diese Frage, da ja sonst der Einwand des Herrn Foucaux vor den Augen derjenigen, welche dieser Sprache fremd gegenüberstehen, als unwiderlegt erscheinen müßte.

Ebenso steht es fest, daß ich hier nicht ein vollständiges Sanskrit-Wörterbuch bringen kann, um es einem griechischen gegenüberzustellen. Aber die von mir angegebene Wörterzahl wird mehr als hinreichend sein, um zu beweisen, daß solche Ähnlichkeiten zur Erkennung der „Mutterschaft" des Sanskrit keine so aufmerksame Prüfung notwendig machen, wie es mein Gegner behauptet.

Sanskrit	Griechisch	evtl. andre Bedeutung (Zusatz des Übers.)
a, Verneinungssilbe	ἀ	
an, vor Selbstlauten	ἀν	
axa, Rad oder Wagen	ἄξων	Radachse
agra, Gipfel	ἄκρος	
angkura, Pfeil	ἄγκυρα	Anker
adscha, Ziege	ἄιξ	
attâ, Mutter	ἄττα	„Papa"
admi, ich esse	ἔδω	
antar, zwischen	ἔντος	
apa, von	ἀπό	
abra, Wolke und Schatten	ὄμβρος	
arani, Erlenholz	ἔρνος	
akman, Stein	ἄκμων	Amboß
akry, Träne	δάκρυ	
asuapna, schlaflos	ἄϋπνος	
ahas, Tag	ἤως	Morgenröte
âgas, Fehler	ἄγος	Blutschuld
ârd, feucht	ἄρδω	befeuchten
âku, rasch	ὠκύς	
ilâmi, werfen	ἐλάω	
udra, Otter	ἔνυδρις	
uda, Wasser	ὕδωρ	
upa, gegen	ὑπο	unter
upalambâmi, erhalten	ὑπολάμβάνω	
udas, Euter	οὖθαρ	
êka, ein, allein	εἷς	
ekatama, einer unter vielen	ἕκαστος	jeder
ekatara, einer von zweien	ἑκάτερος	
kakâmi, lachen, scherzen	καχάζω	
Kanuamêdya, vedischer Held	Γανυμήδης	Ganymedes
kapâla, Schädel, Kopf	κεφαλή	
kapi, Affe	κεῖπος	
kara, Hand	χεῖρ	
karpasa, Baumwolle	κάρπασος	
kalama, Schilfrohr	καλαμος	
kastira, Zinn	κασσίτερος	
kâla, schwarz	κελαινός	
kimpassa, armselig	κίμβιξ	Schnorrer

Sanskrit	Griechisch	evtl. andre Bedeutung (Zusatz des Übers.)
kubdscha, buckelig	κύπτω	sich neigen
kumba, Topf, Hohlmaß	κύμβη	
kuhuka, Kuckuck	κόκκυ	
kupa, Graben und Brunnen	κύπη	Höhlung
krura, rauh	κραῦρος	
ksura, Messer	ξυρος	
gam, Erde	γῆ	
quatuarinkat, vierzig	τετταράκοντα	
skadis, Dach(=stroh)	σκάνδιξ	Kerbel
skeda, Stück, Abschnitt	σχίδη	Splitter
dschadschanmi, zeugen	γεννάω	
dschanaka, Erzeuger(in)	γυναικός	2. Fall von γυνή
dschanitr, zeug. Mann	γενέτωρ	
dschanitri, geb. Mutter	γενέτειρα	
dscharas, Greisentum	γῆρας	
dschignasami, erkennen	γιγνώσκω	
dschituma, astr. Zwilling	δίδυμος	
tarman, Pfosten	τέρμα	Ziel (Rennbahn)
trapa, Schande	ἐντροπή	
tri-trajas, drei	τρεῖς	
trikôna, Dreieck	τρίγωνον	
tritaja, dritter	τρίτος	
tris, dreimal	τρίς	
damyami, zähmen	δάμνημι	
dam, Gattin, Hausfrau	δάμαρ	
dama, Zähmung	δάμος	
dara, Loch	δειρα	
daru, schneidend	δόρυ	Speer
dramami, laufen	ἔδραμον	gelaufen
dru, Baum	δρῦς	Eichbaum
dwadassan, zwölf	δώδεκα	
dui, zwei	δύω	
duipad, Zweibein	δίπους	
nao, Schiff	ναῦς	
pati, Meister	πότις	Trinkerin
patnî, Geliebte, Gattin	πότνια	Herrin
pata, Weg	πάτος	Tritt, Pfad
pad, Fuß	ποῦς	
pari, rundherum	περί	
pami, beschützen	πάομαι	erwerben, besitzen
pasana, Stein	βάσανος	Prüfstein
pitri, Vater	πατήρ	
puri, Großstadt	πόλις	

Sanskrit	Griechisch	evtl. andre Bedeutung (Zusatz des Übers.)
pûta, verfaulen	πύθω	
piparmi, erfüllen	πίμπλημι	
pradikami, zeigen	προδείκνυμι	
plihan, Milz	σπλήν	
bara, Träger, Last	βάρος	
bratri, Bruder	φράτωρ	
manas, Verstand	μένος	Eifer, Zorn
marakata, Smaragd	μάραγδος	
mandira, Gebäude	μάνδρα	Viehhürde, Pferch
marta, sterblicher M.	μαρτός	
mala, schwarz	μέλας	
mahat, groß	μέγας	
mihika, Reif	ὀμίχλη	trübes Wetter
mura, Mauer	μύρον	Fett, Salböl
juga, Joch, Gespann	ζυγος	
jugma, Bindung	ζεῦγμα	
lipa, Salbung	λιπα	
(v)árista, sehr gut	ἄριστος	
ari, Hausherr	ἄριστος	
barbara, niedere Kaste	βάρβαρος	
sangka, Hohlmuschel	κόγχη	
kana, Hanf	κάνναβις	
karaba, Grashüpfer	κάραβος	Krabbe
sarkara, Zucker	σάκχαρον	
Karbara, sagenh. Hund	Κέρβερος	Kerberos
kura, Held, Löwe	κυρος	Gewalt
sam, mit	σύν	
sarpa, Schlange	ἑρπετον	
sal, sala, Meerwasser	σαλος, ἅλς	Salz

Ich ende hier mit meinen Beispielen, die ich bis ins Endlose fortsetzen könnte. Doch würde dieser ganze Band für diese Vergleichungen nicht ausreichen.

Herr Foucaux wird nicht ableugnen, daß es im Griechischen Tausende von Wörtern gibt, welche man mit dem Sanskrit in unmittelbaren Zusammenhang bringen kann [2]).

Ebenso gibt es auch eine Menge anderer Worte, welche weniger dem Auge als dem Nachdenken Ähnlichkeiten darbieten. Für den Sprachenforscher sind sie deshalb nicht weniger unleugbare Ableitungen vom Indischen.

---

[2]) Anmerkung des Übersetzers: Kleine Ungenauigkeiten, soweit sie nicht auf Druckfehlern beruhen, müssen dem Verfasser zugutegehalten werden; sind doch ungefähr 50 Jahre seit der Herausgabe seines Buches verstrichen. Seither hat die vergleichende Sprachforschung große Fortschritte gemacht. Danach steht aber heute fest, daß unsere Sprachen nicht direkt vom Sanskrit abstammen, sondern von einer gemeinsamen (und noch älteren) Sprache, welche selbst verloren gegangen ist. Um im Bilde zu bleiben, müßte daher das Sanskrit weder als Mutter, noch als Tochter, sondern vielmehr als „Tante" des Griechischen und Lateinischen bezeichnet werden.

Was aber die griechische und Sanskrit-Sprachlehre anbelangt, so ist deren Vergleichung hier nicht möglich. Daher will ich mich darauf beschränken, das Ansehen zweier Männer in die Wagschale zu werfen, welche Herr Foucaux wohl kaum zurückweisen wird: Es sind die Herren Burnouf und Leupol.

Nach Erörterung der Lesung und Zusammensetzung von Wörtern, der Abwandlungen des Zeitwortes usw., sagen diese beiden Indienforscher und Sprachgelehrten bei der Behandlung der Satzbauregeln auf Seite 206 ihrer „Methode des Sanskrit" folgendes:

„Wir wollen hier keine vollständige Satzbaulehre für das Sanskrit geben. Der weitaus überwiegende Teil alles in den europäischen Sprachen durch die Satzbildung Ausgedrückten wird in dieser Sprache durch zusammengesetzte Worte wiedergegeben. Daraus ergibt sich eine weitestgehende Einfachheit der Satzformen. Das von uns mit Satzfolge Bezeichnete fehlt fast ganz. Es werden unaufhörlich Begriffsverbindungen verwendet, welche oft durch ganze Sätze übersetzt werden müssen. Die Hauptregeln des Satzbaues sind aber fast alle dem Sanskrit, dem Griechischen und dem Lateinischen gemeinsam."

So haben eine ganze Menge von Worten im Sanskrit und im Griechischen nur verschiedene Endungen, eine unabsehbare Anzahl anderer haben die gleichen Wurzeln.

Bei der Abwandlung der Wörter und bei den Zeitworten gibt es in den beiden Sprachen eine ganz augenfällige Übereinstimmung. Die Regeln für den Satzbau in beiden Sprachen sind dieselben.

Die einzigen wirklichen und ernstzunehmenden Schwierigkeiten ergeben sich aus der Schrift. Zum Schlusse betone ich also, daß — nach endgültiger Überwindung der wirklich großen Schwierigkeiten beim Lesen — die des Griechischen Kundigen — ganz im Gegensatze zu Herrn Foucaux' Behauptung — die heiligen Texte der Hindus ganz flott lesen werden.

Herr Foucaux wird vermutlich diese Vergleichung von Wörtern aus dem Sanskrit und aus dem Griechischen etwas kindisch finden; doch soll er sich stets daran erinnern, daß auch ich gezwungen bin, mit entsprechenden Beweisen zu dienen, wenn er seine gewichtigen Behauptungen als Mann der Wissenschaft aufgestellt hat. Denn meine Leser sind ja des Sanskrit nicht kundig.

17. „Herr Jacolliot wiederholt öfters, und unter anderm auch auf Seite 276: ‚Das Werk Christna's war geisteswissenschaftlich, philosophisch und erhaben in seinem sittlichen Teil.'"

Ich will gerne zugeben, daß ich diesen Eigenschaften nicht begegne, wenn ich das Gedicht Bhagavadgîtâ lese. Es ist ganz wesentlich allgöttisch und ich finde darin folgenden hübschen Satz: „Auch der am meisten mit Schuld beladene Mensch muß für gut gehalten werden, wenn er zu meiner Verehrung herbeikommt und sich mit ganzer Seele mir zuwendet."

Um über Krischna's Keuschheit ein rechtes Bild zu bekommen, muß man die Dichtung Gîtagôvinda lesen, von der es eine französische Übersetzung von Hippol. Fauche gibt. Wem aber der Sinn nach einem ernsteren Gedichte steht, der mag die fünf Kapitel des Bhâgavata Purâna lesen, welche von den Liebesabenteuern Krischna's mit den Gôpi-Mädchen handeln — und von denen es eine Übersetzung von Hauvette Besnault

im Asiatischen Journal aus dem Jahre 1865 gibt. Dort kommt folgende Stelle vor: „Er trat mit den Schäferinnen auf eine Insel des Stromes. Darauf lag frischer Sand. Da nahm er die Hirtenmädchen und schlang seine Arme um sie. Er ließ seine Hand über ihre Hände, ihr Haar, ihre Gestalt und ihre Brüste gleiten. So spielte er, sah sie fröhlich lachend an, wobei er die Liebesleidenschaft der Schönen im Garten gleichzeitig entflammte und löschte." So zu lesen: XXIX, 45, 46.

Herr Foucaux tut überrascht, wenn er den, wie er so sagt, hübschen Satz findet: „Auch der am meisten mit Schuld beladene Mensch, wenn er nur kommt zu meiner Verehrung und sich mir mit ganzer Seele zuwendet, muß als gut erachtet werden." Und unter dem Hinweis auf diese einzige Stelle glaubt er meine Anschauung über die hohe Geistigkeit, Philosophie und Sittlichkeit Christna's über den Haufen werfen zu können [8]).

Was wohl Herr Foucaux dazu sagen würde, wenn ich es unternehmen wollte, die hohe Geistigkeit der christlichen Evangelien über den Haufen zu rennen, dadurch, daß ich folgenden Satz wortwörtlich anführe:

„Wer seinen Vater und seine Mutter nicht hassen wird mir zuliebe, der wird meiner nicht würdig sein!"

Eine Unmenge anderer gibt es noch, die jedermann bekannt sind. Ich will aber keinen Mißbrauch damit treiben, denn ein Angriff ist keine Art zu antworten.... Wäre ich indessen ein Hindupriester, so könnte ich mich nicht zurückhalten, ihm zur Antwort zu geben, daß dieser einzelne Satz so verstanden werden muß: Der zur Verehrung herkommende Mensch, der alle seine Sinne dieser höchsten aller indischen Gottesverkörperungen zuwendet, wird es erleben, wie die erhabene Gnade zu ihm herabsteigt. (Anm. Die brahmanischen Vorstellungen über die Gnade stimmen mit denen der Katholiken völlig überein.) Durch diesen Vorgang wird er unverzüglich in sich gehen und sich bessern.... Aber ich bin kein indischer Priester, noch auch Mitglied irgend eines religiösen Vereines. Deshalb will ich mich mit der Antwort begnügen, daß dieses Bhagaveda Gita eines der höchsten philosophischen Werke des Hindualtertums darstellt. So fordere ich denn Herrn Foucaux auf, darin etwas Ähnliches nachzuweisen, wie die Unsittlichkeiten, Diebstähle mit bewaffneter Hand und die Massenmorde der Bibel.

Herr Foucaux ist doch, wie wir bereits zu zeigen Gelegenheit hatten, so geschickt im Zusammenlesen von getrennt stehenden Sätzen, welche natürlich aus — den sie erklärenden Zusammenhängen gerissen — nicht mehr ihren wahren Sinn behalten können. Hätte er in diesem uralten, philosophischen Werke über Christna's Leben auch nur einen einzigen wirklich anstößigen Satz aufgefunden, er hätte ihn ohne allen Zweifel nicht für sich behalten.

Was aber die Geistigkeit und Sittlichkeit des Gottes Christna anbelangt, so will ich in dem Abschnitte über seine Keuschheit gleichzeitig auch darauf Antwort geben.

Mein sehr gelehrter Herr Gegner würde sich arg täuschen, wenn er dächte, daß ich bei dieser Vergleichung von Christna und Christus einzig und allein strebe, letzteren zugunsten des ersteren zu stürzen. Ich glaube weder an den einen, noch an den anderen. Meine einzige Absicht ist es, zu erweisen, daß die Hindulegende sich veränderte und umgestaltete, bis sie zu den Glaubensüberlieferungen geführt hat, welche letzten Endes

[8]) Unsere Stellungnahme siehe in „Erlösung von Jesu Christo." d. V.

in die christliche Umwälzung ausgelaufen sind. Wenn ich mit allen diesen Einwänden zu Ende bin, werde ich meine Beweise über diese Frage klipp und klar hinstellen.

Wir wollen uns zuerst mit der besonderen Frage beschäftigen, die uns beide in Anspruch nimmt.

Herr Textor de Ravisy, der hervorragende Indienforscher und ehemalige Verwalter von Karikal in Französisch-Indien, den ich schon einmal anzuführen Gelegenheit hatte, drückt sich in diesem Zusammenhange folgendermaßen über Christna aus:

„Khrisna besaß alle Tugenden und Laster des Menschengeschlechtes. Solcher Art ist die große dichterische Gestalt, wie sie uns von den heiligen Schriften und den Dichtungen der Inder gezeichnet wird. So wurde sie mir auch von ihren schriftkundigen Verehrern in Indien dargestellt, mit denen ich viele Zwiegespräche hatte, wenn sie zu mir kamen, um ihre Rechtsstreitigkeiten in Standes- und Religions-Fragen zu vertreten. Die ihn verehrenden Glaubensrichtungen sind in verschiedene Lager gespalten: Die einen verehren ihn mit seinen Tugenden und Lastern, andre nur mit seinen Tugenden, und dann gibt es auch solche, welche ihn nur in seiner Lasterhaftigkeit verehren."

So scheint mir denn auch die Sachlage sehr gut gekennzeichnet zu sein. Es gibt in Indien tatsächlich drei Richtungen von deutlich gegeneinander abgegrenzten Christnaverehrern, oder Anbeter des in Christna menschgewordenen Gottes Vischnu.

Die eine macht aus ihrem Gotte ein Ebenbild der Menschheit mit allen ihren Fehlern und Vorzügen, die andere sieht in ihm das Sinnbild des ewigen Lebens durch die Liebe und ewige Fruchtbarkeit und die dritte verehrt ihn ausschließlich mit seinen Vorzügen.

Die erste dieser Richtungen ist allgöttisch, sie sieht Gott in der ganzen Natur. Sie ehrt in dem Menschen hienieden die vollkommenste Verkörperung des großen Gottes. Die zweite hat den Lingamkult, diesen Vorfahren des Phalluskultes mit der Christnaverehrung vereinigt. Das gab Veranlassung zu all den Dichtungen, welche von der unerschöpflichen Liebeskraft des Gottes berichten. Diejenigen aber, welche uns beschäftigt, diese hat im ganzen Osten jenen Hauch der Geistigkeit bewahrt, der auch aus den Werken des Sokrates, Platos, der Essäer und Therapeuten weht, welche die alten Überlieferungen bis zum Nikäischen Glaubensbekenntnis bewahrt haben, dem Schöpfer des amtlichen Christentums, das von Konstantin dem Großen auf den Königsthron gehoben worden ist. Im Schoße dieser Glaubensrichtung in Indien hat es von altersher die Philosophen, Vranaprasthas oder Waldmänner, die Sannyassy Nirvany oder nackten Büßer gegeben.

Wenn uns Herr Foucaux Christna im Spiele mit den Hirtenmädchen malt, so entnimmt er seine Stellen den Werken der Leute, welche Christna als Verkörperung der Menschheit mit all ihren Vorzügen und Lastern verehren, als Gegengewicht gegen diejenigen, welche aus ihrem Gotte das Sinnbild alles Guten gemacht haben.

Es scheint fast, als werde die Urteilsfreiheit der Protestanten zugunsten der willenlosen Unterordnung des Ultramontanismus und sogar der autoritativen Protestanten des Herrn Guizot abgelehnt.

Es hat mir volle Genugtuung bereitet, mit Hilfe des Herrn Textor de Ravisy den Nachweis zu erbringen, daß Christna zahlreiche Verehrer hatte, welche nur seine guten Eigenschaften gelten lassen wollten. So sei es mir gestattet, die Antwort zu geben:

Hier ist der Christna, dem meine Forschung gegolten hat, hier ist das Urbild zum christlichen Nachbild.

Wir werden bald sehen, wie die Überlieferung nach Ägypten gelangt ist.

18. „Herr Jacolliot behauptet auf Seite 327, es wäre nicht so ohne weiteres möglich, vom grünen Tisch aus die alte Gesittung der Brahmanen zu erforschen.

Wenn es aber darum geht, nach seinem Ausdruck 25 bis 30 000 Jahre menschlichen Lebens auszugraben, dann sehe ich die Notwendigkeit durchaus nicht ein, daß man sich zu diesem Zwecke gerade in Indien aufhält. Weshalb sollte es auch zum Beispiel leichter sein, das Leben des Alkibiades im modernen Athen zu studieren, als etwa in Paris oder London? Als ob die Sitten der Griechen von heute in allem eine so große Ähnlichkeit hätten mit jenen aus der Perikleischen Zeit! Und was haben denn auch die Hindus unseres Zeitalters schon viel mit den Hirten der vedischen Zeiten gemeinsam?"

Dieser Einwand des Herrn Foucaux ist wirklich nicht sehr glücklich. Es wäre auch schwer, Gründe anzuführen, welche die Widerlegung ihrer selbst noch deutlicher in sich trügen. Ich drücke meine Meinung aus, daß die alte brahmanische Zivilisation auf ihrem eigenen Gebiete zu erforschen sei, — und da fragt mein Gegner: „Warum sollte es etwa leichter sein, Alkibiades in Athen von heute zu studieren, als etwa in Paris und in London?"

Erstens will ich zur Antwort geben, daß es sich garnicht darum handelt, einen indischen Helden kennen zu lernen, sondern das ganze Altertum dieses Landes. Das ist ganz etwas anderes. So hätte also Herr Foucaux einen angemessenen Vergleich gebracht, wenn er gefragt hätte:

„Warum sollte es leichter sein, das ganze Drum und Dran der alten Zivilisation der Griechen in Athen von heute zu studieren, als etwa in Paris und London?" Statt gerade mit der Frage nach Alkibiades zu kommen.

Wenn das aber wirklich seine Meinung ist, so tut es mir herzlich leid, ihm sagen zu müssen, daß die Gelehrtenschaft Europas diese seine Meinung kaum geteilt zu haben scheint ....; denn seit ungefähr einem Jahrhundert wird sogar der Boden Griechenlands nach allen Seiten umgewühlt. Man ist nach Athen gegangen, um in der modernen Stadt das alte Athen zu studieren. Und es ist allgemein bekannt, daß die meisten Völker Europas dort Schulen begründet haben, um Leute zur Kenntnis des Griechischen heranzuziehen und nach allen Spuren der alten Zivilisation zu forschen.

Dank diesen Arbeiten wissen wir auch, daß unsere heutigen Vorstellungen vom alten Griechenland ganz erheblich abweichen von denjenigen, wie man sie zur Zeit des Verfassers des „Telemach", ja sogar Dacier's hatte.

Und dies alles wurde unternommen, obwohl die Sitten der heutigen Griechen durchaus nicht in allem mit jenen der Perikleischen Zeit übereinstimmen.

Ägypten nennt mein Gegner gar nicht. Doch, was wußten wir eigentlich von diesem Lande, bevor die Wissenschaft nicht in seinen Trümmern herumgewühlt hatte, in seinen Totenstädten, Tempeln; bevor sie seine großen träumenden Sphynxe nicht von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte, welche schon seit Jahrhunderten im Nilsande schlafen.

Was haben uns denn bis zum heutigen Tage die Erklärer vom grünen Tisch aus Großes über die Wunder dieses alten Landes beigebracht? Und Chaldäo-Babylon? ... Die Herren Rawlinson und Narris haben wohl an den Ufern der Themse die Inschriften auf gebrannten Ziegeln des Palastes Assurbanipal entdeckt? .... Und was Ihr im Falle Griechenlands nicht zu tun vermochtet, das wollt Ihr für Indien möglich machen? Griechenland liegt vor unseren Toren — und Ägypten und Assyrien sind noch unsere Nachbarn, wenn man die Strecken bis dahin, mit jenen nach dem Lande der Brahmanen vergleicht.

Um mit diesem Abschnitte zu Ende zu kommen, will ich noch folgendes sagen: Wenn man zur Erforschung des alten Griechenlands in das Griechenland von heute gefahren ist, welche keine olympischen Spiele mehr feiern und nicht mehr Zeus verehren, mit wieviel mehr Berechtigung muß man das alte Indien im gegenwärtigen erforschen gehen. Dieses hat, abgesehen von unbedeutenden Umgestaltungen, alle alten Sitten der Vorfahren bewahrt .... Indien, wo es noch Brahmanen, Kasten und die alten Götter gibt.

Herr Foucaux möge doch einmal die alten Tempel im Süden besuchen gehen, mit den Veden und dem Manu in der Hand — und er wird es erleben, daß die Brahmanen noch immer die alten vedischen Lobgesänge singen und daß der alte Gesetzgeber als einziger in seinem geheiligten Ansehen angerufen wird ....

Und noch viel mehr .... Er wird es erleben, daß die französischen Verwaltungsbeamten in Pondichéry und in Karikal in allem, was die Kasten, das Recht des Einzelnen, die Vorrechte der Priester und Tempel, und die religiösen Vorschriften anbelangt, ihre Urteilssprüche mit folgenden Worten einleiten:

„Auf Grund dieses und dieses Spruches im Manu, etc." Man mag Indien unter das Joch beugen, man mag ihm seine Freiheit und seine Reichtümer unter dem lügnerischen Vorwande der Zivilisation entreißen, ... aber man wird ihm nicht einen von seinen abergläubischen Gebräuchen, keine von seinen religiösen Meinungen nehmen. Und der Besieger wird ihm nicht seine Gesetze aufzwingen können .... Weiß denn Herr Foucaux auch, daß man einen Hindu auch heute noch wegen der geringsten Verfehlung gegen den Glauben oder im öffentlichen Leben aus seiner Kaste verjagt, — daß es noch immer allen Parias verboten ist, durch Straßen zu gehen, wo Brahmanen und die Angehörigen der höheren Kasten wohnen, daß es so einem armen Unreinen verboten ist, Sandalen zu tragen, daß jede Kaste für ihre Festlichkeiten nur ganz bestimmte Musikinstrumente benützen darf und daß eine sehr schwere Strafe auf jede Übertretung einer Vorschrift gesetzt ist? Eine Strafe für den Besitz eines Stockes mit einem tomatenförmigen Knauf. Eine Strafe für das Tragen vergoldeter Sandalen, wenn man nicht zur höheren Klasse gehört. Eine Strafe für das Tragen der Brahmanenschnur als Schmuck. Eine Strafe für eine dreitägige Feier eines Familienfestes, während die Kaste, der man angehört, nur auf zwei Tage Anspruch hat .... Es würde kein Ende nehmen, wenn ich alle Einzelheiten aller mehr oder weniger hochstehenden Glaubensmeinungen und aller mehr oder weniger kindischen Gebräuche anführen wollte, die seit Jahrhunderten sich nicht geändert haben .... Doch glaube man ja nicht, daß diese Verurteilungen nur unter Hindus stattfinden. Die englischen Richter wenden alle Vorschriften und Gesetze der Vergangenheit mit einem unbeirrbaren Ernst an ... Ich will sie in diesem Punkte durchaus nicht angreifen, da ein Kampf gegen indische

Gepflogenheiten aussichtslos ist. Außerdem ist es noch das einzige Mittel, um das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Kasten aufrechtzuerhalten — und immer noch besser, als ihre Streitigkeiten von europäischen Behörden entscheiden zu lassen. Weiters ist es das beste Mittel zur Vermeidung von Aufständen, da dem Hindu mehr an seinen Gewohnheiten liegt als selbst am Leben. Man wird sich noch erinnern, daß die Explosion im Jahre 1857 durch eine mit Rinderfett bestrichene Patrone hervorgerufen wurde, weil man die Spahis zwingen wollte, sie abzureißen.

Gleich seinem mächtigen Nachbarn achtet auch Frankreich alle — auch die allerkindischsten! — dieser Gewohnheiten, wozu es ja einfach gezwungen ist; aber hier geschieht es mit ein wenig mehr Geist. Seine Behörden geben alle diese winzigen und kleinlichen Streitigkeiten an die Kastenvorstände zur Erledigung weiter, anstatt in schlimmstem Maße die eigene Zeit damit zu vergeuden. Man beschränkt sich dann darauf, deren Entscheidungen zu bekräftigen, wenn es sich nicht gerade um die Ergebnisse von armseligen Rangstreitigkeiten handeln sollte.

Indien schläft in Unbeweglichkeit und träumt in der Betrachtung der Vergangenheit. Es verachtet seinen Herrn, den Europäer — und hängt sich mit nur umso größerem Starrsinn an seinen Sitten und Gebräuchen fest, welche doch die seiner Ahnen sind .... Bei dieser Gelegenheit hätte ich da ein Anliegen an Herrn Foucaux vorzubringen, der doch am französischen Collegium einiges Ansehen und ziemlichen Einfluß hat. Er sollte es doch abzustellen versuchen, daß es einem so im Verlaufe von gewissen asiatischen Sprachkursen — zum Beispiel über Hindustani — passieren kann, daß man unter Hinweis auf englische Zeitungen das kindliche Urteil zu hören bekommt, „die Hindus näherten sich ihren Beherrschern nach und nach; sie begännen von der Sonne der westlichen Zivilisation erleuchtet zu werden“. Da könnte er der Wahrheit einen wahren Dienst erweisen. Wenn er eine blasse Ahnung davon hätte, wie peinlich es für einen Franzosen sein muß, dort eines Tages in Begleitung von Kreolen aus dem Hindustan, oder auch irgendwelcher Fremden, die einen Teil ihres Lebens dort verbracht haben, einzutreten ...., um sie höhnisch lächeln zu sehen, er würde sich gewiß nicht über mein Verlangen wundern.

Alle Engländer, Behörden sowohl als einzelne Bürger, verstehen sich wundervoll bei der einträchtigen Ausbeutung Indiens. Ich habe es sehen müssen, wie die Steuer mittels Gefängnis und Folter eingetrieben wurde. Ich habe es gesehen, wie die niederen Finanzangestellten die Frauen an den Ohren gerissen haben, um ihnen ihren Schmuck zu entreißen .... Die alte Kaste der Weber, deren Gewerbefleiß sich einst vom Kap Comorin bis zum Himalaya geregt hatte, ist an den Bettelstab gebracht. Man hat ihnen die Ausübung ihres Gewerbes unmöglich gemacht, auf daß der Hindu gezwungen sein möge, die Baumwollwaren von Liverpool zu kaufen. In Madras wird man auch nicht ein einziges Stück sogenannten Foulard (ursprünglich ostindisches Seidenzeug) finden, das nicht aus Manchester gekommen wäre .... England hat alle örtlichen Gewerbe zugrundegerichtet, die doch einst so blühend waren, um dadurch in den Besitz der Alleinversorgung Indiens zu kommen. Und in immer wiederkehrenden Zeiträumen, so alle fünf bis sechs Jahre einmal, werden Hunderttausende von Hindus die Straßen entlang vom Hunger hingelegt.

England deckt alle seine Schandtaten mit einer humanitären Tünche zu, was aber niemand in der ganzen Welt zu täuschen vermöchte. Es läßt von den gedungenen Ein-

geborenenblättern sein Loblied singen — und es ist traurig genug, daß dabei immer und immer wieder Frankreich der Dumme sein soll.

Man hat uns oft genug den Vorwurf gemacht, daß wir die fremden Völker weder geographisch, noch geschichtlich, noch auch politisch kennen .... Mag sein —, doch wäre es nicht gerecht, diesen Vorwurf erst einmal unseren Professoren zu machen?

Nein, unter der Herrschaft der Händler aus der großen Stadt schreitet Indien nicht vorwärts, seine Lage in gesellschaftlicher Hinsicht wird nicht besser. Was gehen mich schon die Eisenbahnen und ihre Telegraphen an, welche sie (die Engländer) in ihrem eigensten Interesse anlegen, um desto schneller ihre Ballen Baumwolle, Reis, Indigo und Opium befördern zu können! Von Steuern erdrückt, schinden sich die Hindus mit ihrer Arbeit, um ihren Herrn zu befriedigen. Und der Wohlstand geht an ihnen vorbei, ergießt sich über die Themse und läßt sie nur noch elender zurück .... Wieviele habe ich sehen müssen, die ihre jungfräulichen Töchter verkaufen mußten, um nicht Hungers zu sterben .... Indien geht an dieser Krankheit zugrunde, die alles an sich reißt, anfrißt und aufzehrt, was mit ihr in Berührung kommt .... An dieser Krankheit, die seit drei Jahrhunderten sich über die Welt des Ostens ausbreitet, um die Altersschwäche der Völker auszubeuten, welche sich nicht mehr zu verteidigen vermögen .... Und diese Seuche heißt England!

Nun noch ein letztes Wort über mein „Ceterum censeo", um zu unserem Gegenstande zurückkehren zu können.

Das nach allen Seiten durchforschte und unterwühlte Griechenland hat uns nichts mehr zu geben. Wann wird man die Schule von Athen nach Karikal oder nach Pondichéry verpflanzen? Das wäre eine große Ehre für Herrn Foucaux, wenn er es vermöchte, die zünftige Wissenschaft um diesen Gedanken zu scharen und ihn zum Ziele zu führen .... Doch, ich verliere mich in kindliche Träumereien und übersehe dabei, daß ich von der zünftigen Indienforschung ihr eigenes Todesurteil fordere!

Für die Erforschung der wenigen Jahrhunderte unserer eigenen Vergangenheit, auf dem eigenen Boden, wo jeder aus den Quellen schöpfen kann, haben wir eine Urkunden-Schule gegründet .... Um aber die alleräl teste aller Kulturgeschichten, deren Andenken die Überlieferung bewahrt hat, zu ergründen, um in Asien 25 bis 30 000 Jahre Menschheitsgeschichte zu erforschen und auszugraben —, ja, dazu ist weiter nichts nötig, als schön in Paris und in London zu bleiben, weil man dies alles doch so nett aus der Ferne studieren kann .... So denkt Herr Foucaux! Und mit einer unbeirrbaren Logik bringt er das Beispiel Griechenlands „was man doch so gut gekannt hat, bevor man es im eigenen Lande zu erforschen ging". So denkt er zu beweisen, daß man Indien an den Ufern der Seine studieren könne. Sollte mein hervorragender Gegner vielleicht gar glauben, man hätte das Parthenon und die Venus von Milo beim Umgraben der Hügel von Chaumont entdeckt?

Der folgende Abschnitt schließt sich enge an diese Erörterung an.

19. „Herr Jacolliot geht von dem Gedanken aus, daß man außerhalb Indiens nichts gut machen könne. Auf Seite 328 ruft er uns mit Verachtung zu: ‚Und überhaupt, woher haben Sie denn Ihre Texte? Wohl von der asiatischen Gesellschaft in Kalkutta! Das heißt soviel, wie von der wenigst sicheren und wenigst wissenschaftlichen Quelle, aus der man schöpfen könnte.'

Ich gebe in aller Bescheidenheit zu, daß ich mit Burnouf, Ch. Lossen u. a. immer geglaubt habe und es auch heute noch glaube, daß man zu den Arbeiten dieser Gesellschaft Vertrauen haben könne. Sie hat in ihrer Bibliotheca Indica Hunderte von Sanskrittexten veröffentlicht — und ich trage keine Bedenken zu erklären, daß diese sicherere Urkunden sind als die Handschriften der Tempel im Süden, woran Herr Jacolliot keinen Anstoß nehmen sollte."

Gleicherweise möge es auch Herrn Foucaux nicht mißfallen, wenn ich mit Nachdruck feststelle, daß ich bei weitem nicht die Verachtung in diesen Satz gelegt habe, die er darin zu finden geruht. Ich habe vielmehr einfach eine Tatsache geltend gemacht, worüber sich fast alle in Indien die Vergangenheit studierenden Leute einig sind: Daß nämlich früher oder später die von der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta viel zu ausschließlich in Nordindien gesammelten Texte eine Nachprüfung nötig haben werden, zum mindesten aber mit den südindischen verglichen werden sollten.

Ich will einmal den Abschnitt vollständig wiedergeben, den mein Gegner seiner alten Gewohnheit getreu wieder nur an den von ihm willkürlich herausgegriffenen Brocken bemängelt. Man wird da gleich sehen, warum ich die in Indien selbst aus der Quelle geschöpften Studien der Arbeit im stillen Gelehrtenkämmerchen vorziehe, — und schließlich auch, warum ich nicht ein ebenso überzeugter Verfechter der von der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta herausgegebenen Texte bin.

Ich habe folgendes behauptet:

„Zu allem Anfange möchte ich als wichtigste Feststellung geltend machen, daß man die alte Zivilisation der Brahmanen nicht von seinem Kämmerchen aus erforschen kann. Der Grund hiefür ist einfach genug. Es handelt sich darum, fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Jahre menschlichen Lebens auszugraben; Handschriften sind zu übersetzen, Baudenkmäler zu befragen. Man wird mir ohne weiteres zugeben, daß man keinen Grund dafür einsehen könnte, warum nicht Europa besser in Lappland oder in der Meeresenge zwischen den Sundainseln zu erforschen sei, wenn man glaubt, daß Indien besser in Frankreich, Deutschland oder in England zu studieren sei, als in Indien selbst."

Daraus folgt, daß mit äußerst seltenen Ausnahmen auch der ausgezeichnetste Sprachforscher, der hervorragendste Grammatiker und Kenner der Zusammenhänge in der Sanskritsprache oftmals nur falsche, immer aber unvollständige Vorstellungen über die alten Kulturen in Hindustan hat, welche er durch das Prisma seiner Vorurteile betrachtet.

Das Vorurteil, die alte Gewohnheit, das fertig gerichtete Bett, in welches man sich seit so vielen Jahren legt . . . ., das sind die wahren Steine des Anstoßes für allen Fortschritt der Menschheit.

Hat denn die Geologie nicht bis zum fertigen Beweis aufgezeigt, daß es Milliarden von Jahren erfordert hat, bis unsere alte Erde vom Zustande eines Nebelballens zu dem eines wirklichen Planeten sich entwickelt hatte, in welchem sie sich gegenwärtig befindet? Zählt nicht der tertiäre Mensch Millionen von Jahren und der quaternäre Hunderte von Millionen des Bestehens? Doch führt das etwa zu einer Richtigstellung unserer Geschichtsbücher? Verhindert dies etwa, daß unsere Kinder und Männer

gelehrt werden, unser Erdball sowohl als auch die Menschheit bestünden seit sechstausend Jahren?

Führt das etwa zu einer Neuordnung der amtlich gestempelten Zeitrechnung? Hat doch Gott den Stoff aus dem absoluten Nichts gezogen, die Welt und den Menschen in sechs Tagen erschaffen. Moses ist sein Prophet, Jesus sein Sohn und Maria seine Braut.... Das ist die Quintessenz dessen, was man glauben soll. Die ganze zünftige Wissenschaft verneigt sich vor diesen, in den Tempeln des Ostens zusammengelesenen Albernheiten.... Und dies alles nur, um von Rom den Stempel auf ihre Bücher zu bekommen — oder auch, um in die Kaffeegesellschaft aufgenommen zu werden, welche ihre Mitglieder allein die höheren Lehrstühle erklimmen läßt.

Wie könnt Ihr es wagen, von östlicher Wissenschaft zu sprechen, wenn Ihr die uralte Vergangenheit Indiens nur studiert, um sie unter die mosaische oder christliche Überlieferung zu beugen, welche doch kaum von gestern ist?

Nachdem ich auf solche Weise festgestellt habe, daß weder die Errungenschaften der Geologie, noch auch die Erforschung der alten Zivilisationen des Ostens die Leute von der Zunft haben hinter ihrer von Usserius und aus der Bibel herrührenden Zeitrechnung hervorlocken können, füge ich hinzu:

„Und überhaupt, wo habt denn Ihr Eure Texte her? Wohl von der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta! Das heißt, von der wenigst sicheren und wenigst wissenschaftlichen Quelle, aus welcher man schöpfen könnte!"

Niemals wird diese Gelehrtengesellschaft, die den ganzen Dünkel und die ganze Unduldsamkeit des englischen Protestantismus besitzt, eine einzige Zeile schreiben, einen Text veröffentlichen, welche ihrer heiligen Bibel Eintrag tun könnten, diesem Angelpunkt, dieser ragenden Säule der englischen Gesellschaft.

In allen von dem englischen Bau beschirmten Ländern ist man ein wohlerzogener Mensch nur unter der Bedingung, daß man weder die Bibel, noch die englischen Einrichtungen, noch auch die Königin angreift. Aber die Bibel geht vor.... Das mag zweifellos dem Volke eine große Kraft geben; aber für die Wissenschaft ist etwas mehr Zweifelsbereitschaft und Geistesunabhängigkeit nötig.

Außerdem ist es für die Engländer eine Frage der Vorherrschaft, ihre Heiligen Schriften nicht denen der Hindus gegenüber den kürzeren ziehen zu lassen. Da diese Völker nur für religiöse Vorstellungen und Zusammenhänge Hochachtung besitzen, darf doch nicht ein Eroberervolk in solchen Angelegenheiten dem Eroberten gegenüber etwas schuldig sein. Weiters hält sich die Asiatische Gesellschaft für die von ihr herausgegebenen Texte an die Brahmanen des Nordens, die sie sich für ihre Arbeiten verpflichtet hat. Und das gelehrte Europa scheint völlig unwissend darüber zu sein, daß die Brahmanen im Süden von Hindustan, welche selbst noch Sanskrit sprechen, denen im Norden, welche nur vorgeben, diese Sprache zu verstehen, den Besitz der wahren und wissenschaftlich einwandfreien religiösen Handschriften abstreiten, was das wirklich alte Indien anbelangt.

Ich habe über diesen Streit schon in den „Söhnen Gottes" berichtet. Im Anschlusse daran antwortete ich auch auf den Einwand des Herrn Foucaux, bevor er noch ausgesprochen worden war. Da schrieb ich:

„Die Brahmanen im Norden sagen zu ihren Brüdern im Süden: ‚Wir anerkennen Euch nicht als Angehörige unserer Kaste. Ihr seid brauner als wir. Und wir allein,

welche die heiligen Ufer des Ganges niemals verlassen haben, sind im alleinigen Besitze der Wahrheit.'"

Die Brahmanen im Süden, welche zu Tausenden dem Dienste der großen Tempel geweiht sind, antworten: „Die Ihr so zu uns sprecht, seid keine Brahmanen mehr. Seit langer Zeit hat sich der Geist Gottes von Euch gewandt. Wenn wir braun sind, so kommt dies daher, weil wir die reine Gestalt und die Hautfarbe unserer Ahnen bewahrt haben, welche in diesem Lande geboren sind. Eure Haut hingegen ist durch eine unreine Vermischung mit den Muselmanen gebleicht, mit jenen stumpfsinnigen Räubern der heiligen Erde. Dadurch habt Ihr auch die wahren Überlieferungen und das Wissen um die heiligen Bücher verloren.

Ihr tragt nicht mehr das geweihte Gewand der Priester, Ihr nährt Euch von Fleischarten, welche durch die heilige Schrift verboten sind. Ihr lebt nicht mehr von Almosen. Ihr verberget Eure Frauen unter langen Schleiern, wie die Irrgläubigen und Diener Mohammeds. Ihr verberget sie in den verstecktesten Winkeln Eurer Häuser, denn Ihr seid eifersüchtig auf Euren eigenen Bruder. Wo sind denn Eure Tempel, Eure Altäre und Eure großen Feste? Die abergläubischen Gebräuche des gemeinen Volkes haben auf Euch übergegriffen. Was hat es schon zu bedeuten, daß Ihr die Ufer des Ganges niemals verlassen habt? Alle Eure Überlieferungen sind im Süden und in Ceylon entstanden .... Ihr verehrt Kali, die Göttin des Mordes, Ihr richtet Eure Gebete an die Nagas und an die Sarpas. Der Geist des Bösen hat die Verehrung Gottes gestürzt .... Ihr seid keine Brahmanen mehr, seid nicht einmal richtige Hindus mehr. Ihr seid Tschandalas, Menschen aus der Kaste der Mischlinge."

Nichts ist treffender, als diese Vorwürfe der südlichen Brahmanen an jene des Nordens.

Dasjenige Indien, welches die Europäer am liebsten aufsuchen, wirkt durch die Macht der englischen Herrschaft verführerisch. Das Indien, das man bisher fast ausschließlich erforscht hat, das heißt Kalkutta, Hoch-Bengalen, das Königreich Aranda, Delhi, Aira, Benares und Lahore ist nicht mehr das Indien der alten Überlieferungen.

Steiget einmal herab von den Höhen des Pandschab, durchquert einmal jene ungeheuren am Fuße des Himalaja sich hinziehenden Ebenen, folget dem Ganges in seinem Lauf, von den Bergen von Kanawer, wo er seinen Ursprung nimmt, bis zu den Sanderbounds, wo er sich in den Ozean stürzt.

Was ist Euch da schon von der alten Macht der Brahmanen begegnet? Sogar die Trümmer sind verschwunden. Ihr findet dort nur Mischbevölkerungen, die halb muselmanisch sind, Halbhindus, die ihre ganze Eigenart, ihr ganzes Wesen verloren haben. Nach der Reihe sind hier Mahmud, Dschengiskhan, Tamerlan, die Afghanen, Babor, Aureng-Zeb und Nadir eingebrochen. Alle haben sie den Boden verwüstet, nichts haben sie von dem Glanze vergangener Zeiten übrig gelassen, von den Tempeln, Denkmälern, Pagoden, Inschriften, Handschriften. Alles ist durch das Feuer vernichtet worden. Kaum könnt Ihr einige Säulenstücke halb vom Grase überwuchert wahrnehmen, wenn Ihr den heiligen Strom aufwärts fahrt. Einige Stufen jener riesenhaften Treppen, welche die Priester an den Ufern des heiligen Stromes entlang für die Waschungen der Gläubigen gebaut hatten, liegen zerbrochen herum.

Moscheen sind an die Stelle der Pagoden getreten, Mohammed hat Brahma gestürzt. Die Anhänger Omars haben mit dem Krummschwert Erde und Völkerschaften

geebnet, den alten Glauben und die Götterstatuen gestürzt. Und nach der europäischen Eroberung beginnen die Hütten der Engländer die Paläste der Radschahs zu ersetzen, das neblige Albion vollendet das Werk der Mongolen im Norden von Hindustan.

Umsonst würdet Ihr auf dieser von Eisenbahnen, Telegraphen, Fabriken und Büros geknechteten Erde nach dem allergeringsten Andenken an das Werk der Veden suchen. Nicht in der Mitte dieser Völkerschaften, die von Hindus nichts mehr an sich haben, wird man den Versuch zu einem Wiederaufbau der Vergangenheit machen. Nicht in ihren gefälschten Werken wird man die Schriften der ersten Zeitalter wiederfinden.

Im Gegensatze hiezu sind die südlichen Provinzen dem tödlichen Einflusse der Eroberer entgangen. Dort verachten die weisen Brahmanen die abergläubischen Gebräuche der Menge und bewahren den kostbaren Schatz religiöser Überlieferungen in der Hoffnung auf eine baldige Wiedergeburt. Dort sind die Tempel, die großen Baudenkmäler, die riesenhaften Trümmer und ihre aus fünfzig Fuß hohen Granitfelsen gemeißelten Götterbilder. Diese erleben es noch, daß Menschenmengen von sechs- bis achthunderttausend Seelen kommen und sich vor ihnen auf die Knie werfen.

Kein Dorf, das nicht seine Pagode hätte, seine den Gottesdienst verrichtenden Brahmanen, seine Schriftgelehrten, welche an den Pforten der Tempel die alten Gesetze auslegen. Nicht zu reden vom Tempel von Chelambrum, im Carnatic, der allein eine Anzahl von mehr als fünfzehnhundert Brahmanen ernährt, welche unter sich noch Sanskrit sprechen.

Daher wird es dort sein müssen, im Mittelpunkte aller alten Überlieferungen, angesichts der brahmanischen Einrichtungen, die in religiösem Sinne immer noch mächtig sind, daß die Wissenschaft dazu gelangen wird, das alte Indien wieder auferstehen zu lassen. Dort wird sie den Ursprung aller alten griechischen Göttersagen entdecken und die Herkunft des Christentums nachweisen. Dort wird die Geschichte aller Völkerwanderungen aufgebaut werden müssen, welche zur Besiedelung der Welt geführt haben.

Betreffs des uns beschäftigenden Punktes, ist es schon lange her, daß die Brahmanen im Süden, die Meinung verbreiten, die heiligen Bücher Bengalens wären nicht die ursprünglichen Werke, auch keine getreuen Abschriften. Ich gebe die Erklärungen, welche ich von vielen unter ihnen zur Stütze ihrer Meinung vernommen habe:

„Der Einbruch der Mohammedaner“, so sagen sie, hatte anfangs eine religiöse Färbung. Alle ihre Anstrengungen liefen darauf hinaus, sämtliche unterworfenen Völkerschaften dem Gesetze des Propheten zu unterwerfen. Um dieses Ziel zu erreichen, waren alle Mittel gut genug: Massenmorde unter allen Anhängern Brahmas, welche sich der Beschneidung widersetzten. Zerstörung aller geschichtlichen Denkmäler mit Feuer und Schwert, Vernichtung aller Bibliotheken und aller Pagoden. Errichtung von Moscheen in allen unterworfenen Landesteilen .... Die frevlerische Hand wurde an alles gelegt, was nach einem Andenken, einem Glauben oder einem Werke der Vergangenheit aussah.

Die Bücher, die heilige Sprache, die religiösen Überlieferungen verschwanden, da es ja keine Tempel mehr zum Beten gab.

Später, als das Reich von Delhi gefestigt war, da ließen die Leute von Hayder-Ali ein wenig in ihrer Verfolgung nach. Sie gestatteten zwar nicht die Wiederherstellung der von ihnen zerstörten Pagoden, doch gestatteten sie es jedem Hindu, innerhalb der

Mauern seines Hauses die Übungen seines Glaubens auszuführen. Daher kam auch die heute noch in Bengalen und den oberen Provinzen bestehende Sitte, in jedem Hause einen mit den religiösen Verrichtungen betrauten Brahmanen zu haben.

Zu jener Zeit kamen einige Sanniasys und andere fromme Menschen, um in den Tempeln des Südens nach Abschriften von den heiligen Büchern zu suchen, welche sie selbst nicht mehr besaßen. Denn der Süden war doch der muselmanischen Verfolgung entronnen.

Diesen Menschen voll guten Willens fehlte es aber leider am nötigen Wissen für die rechte Verrichtung ihrer Arbeit. Und diese schlechtgemachten Abschriften dienten ihrerseits wieder als Vorbilder für andere, mehr oder weniger verstümmelte und veränderte Abschriften, je nach der Geisteshöhe der mit ihrer Umschreibung Betrauten."

Das ist in wesentlichen Grundzügen der Streit, der die Schriftgelehrten im Süden und im Norden Indiens in zwei Lager spaltet.

Obgleich ich sehr zu den Meinungen des Südens neige, der doch der Ort meiner Studien gewesen ist und für sich die sehr bedeutende geschichtliche Tatsache hat, daß er fast vollkommen von der muselmanischen Verfolgung verschont geblieben ist, — so habe ich dennoch nicht die Absicht, mich in einen Wortstreit darüber einzulassen. Wenn ich aber darauf aufmerksam mache, so halte ich mich für berechtigt, den Vertretern der Wissenschaft zu sagen: „Verlasset Euch nur nicht allzusehr auf Eure Texte, unter dem Vorwande, sie kämen von der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta. Die Brahmanen im Süden sprechen noch in ihrer Familie und im Tempel Sanskrit. Der ganze Südindostan hat in seinen Tempeln die alte Überlieferung bewahrt und lehnt infolgedessen diese Texte als überladen mit Fehlern, Auslassungen und Einschachtelungen ab ....

Herr Foucaux trägt keine Bedenken, uns zu versichern, daß die Texte des Nordens besser gesicherte Urkunden wären, als die Handschriften der Pagoden im Süden Indiens .... So groß auch das Ansehen meines Gegners als Sprachkundigen unbestreitbar sein mag, ich muß ihm doch erklären, daß ich die Meinung des letzten von allen Brahmanen vorziehe, wenn er über die heiligen Bücher und die Altertümer seines Landes spricht, — und sei es auch gegenüber dem geistvollsten System der europäischen Wissenschaft.

Die religiösen Annahmen des äußersten Ostens sind ja beileibe keine Wirklichkeiten, keine feststehenden Wahrheiten, denen gegenüber Europäer das Recht haben könnten, ihre eigenen Vorstellungen aufzuzwingen. Nach meinem Dafürhalten ist es die einzige Aufgabe der Wissenschaft, sie genau so wiederzugeben, wie sie von den Brahmanen als ihren geistigen Urhebern gedacht sind.

So bin ich denn mit der Prüfung der Einwände des Herrn Foucaux zu Ende gekommen. Mit Rücksicht auf alle interessanten Fragen, die dadurch nahegerückt worden waren, konnte ich mich beim besten Willen nicht kürzer fassen. Da mein Gegner sich bei seinen Einwänden einzig und allein auf das Gewicht seines eigenen Ansehens verlassen und nur ein- oder zweimal fremde Stellen als Bekräftigung seiner Behauptungen gebracht hat, so fiel die ganze Beweislast auf meine Schultern — und es war meine Pflicht, nichts ohne die gehörige Antwort zu lassen.

Herr Foucaux hatte vorgegeben, daß es ihm am Raum gemangelt hätte, um alle Ungenauigkeiten meines Bandes Christna und Christus festzunageln.

Unter solchen Umständen wäre es doch selbstverständlich, daß er sich nicht bei Belanglosigkeiten hätte aufhalten sollen. Auch müßten die tatsächlich von ihm gebrachten Ungenauigkeiten voraussichtlich von allerschwerster Art gewesen sein. Ja, so hätte man meinen müssen.

Dem Leser bleibe es überlassen darüber zu urteilen, ob ich auch nur einen Einwand unbeleuchtet gelassen habe; und, ob — nach Herrn Foucaux' eigenem Ausdruck — ein Werk mit Vorsicht zu genießen sei, von dem der hervorragende Professor immerhin zugibt, es wäre voll von Gelehrsamkeit.

Ich habe schon oft auf die Klugheit hingewiesen, mit welcher mein Gegner es zu vermeiden versteht, den eigentlichen Urgrund der Streitfrage in Angriff zu nehmen — und uns seine Meinung über die sonderbaren Ähnlichkeiten zwischen den beiden Erlösergestalten der Inder und der Christen zu erläutern. Die Gründe für diese Zurückhaltung liegen allerdings klar auf der Hand.

In Herrn Foucaux stecken zwei Leute: Der Gelehrte, der genau weiß, wo die Quellen des Christentums liegen und was von der Offenbarung zu halten sei, — und der Mann von der Zunft, im Inneren wohl bedeutend mehr zu Zweifeln geneigt, als er scheinen möchte; dieser ist der Meinung, die Religionen wären ein äußerst brauchbarer Kitt für den Aufbau der menschlichen Gesellschaft, ein gutes Steuerrad . . . ., nutzlos, dagegen anzustürmen! Die wirklichen oder vermeintlichen neuen Gedanken wären eben auch nicht mehr wert als die alten.

Möglich, daß ich mich in meiner Einschätzung täusche . . . . Herr Foucaux hätte jetzt eine großartige Gelegenheit, das Banner der göttlichen Offenbarung zu schwingen und wehen zu lassen. Er könnte ihr auch das geben, was ihr so bitterlich fehlt: wissenschaftliche Beweise. Er hätte ja auf dem gleichen Wege voranschreiten können, wie die Missionare und Jesuiten. Christna können sie nicht totschweigen, so geben sie vor, der indische Gott sei nach der Fabel von Jesus Christus gekommen. Heute sind sie so weit, daß sie behaupten, die Verehrung der großen Menschwerdung Vischnu's habe sich unter dem Hauche des Christentums herausgestaltet, welches vom Heiligen Thomas in Indien hereingebracht worden sei.

Die Versuchung war wohl für Herrn Foucaux kaum vorhanden, ähnliche Unstimmigkeiten in den Zeitangaben von seinem wissenschaftlichen Lehrstuhl aus gutzuheißen und zu decken. Er hat Christna und Christus nicht in ihrem Leben, ihrer Sendung, ihrer Sittenlehre, sowie in ihrer Verehrung verglichen. Sonst wäre er doch genötigt worden zu sagen:

„Dies kommt von dem . . . ."

Und nachdem es ihm so unmöglich war, für Indien oder für die Offenbarung zu stimmen, hat er sich eben auf kleinliche und bedeutungslose Nörgeleien gestürzt . . . . Dies gab mir immerhin Gelegenheit, einige Dinge zu erörtern, welche für die Wissenschaft nicht ganz ohne Bedeutung sind. Die Ungenauigkeiten in der Wiedergabe von Stellen sprechen deutlich genug für die Verlegenheit meines Gegners.

Nachdem ich also gesagt hatte, die indische Kunst habe in der Architektur die Kunst des alten Ägypten und Griechenlands geistig beeinflußt . . . ., und daß in der Bildhauerei die Hindus die große Massenwirkung geschaffen hätten, jedoch mit dem Glanze

der griechischen Kunst sich nicht messen könnten ...., suche ich noch immer nach einer Erklärung, warum Herr Foucaux es für nötig gehalten haben könnte, diese beiden Worte: Baukunst und Bildhauerei wegzulassen und so eigenhändig einen Widerspruch zu bilden, den er mir dann vorwirft.

Wie, hat er denn nicht gesehen, daß es mir genügen müßte, ihm diese Textverstümmelungen vorzuwerfen, um damit unmittelbar meinen Lesern zu zeigen, aus welchem Geiste heraus und mit welchen Mitteln ich angegriffen worden war!

Und er hätte es sehen müssen, weil das von mir gebrachte Beispiel nicht einzig dasteht. Von den bereits widerlegten Einwänden kann ich also sagen, daß sie sich darauf beschränkt haben, mir Meinungen zu unterschieben, welche mir gänzlich ferne lagen, sowohl in meinem Buche, als auch in meinem Geiste .... und mir außerdem noch Satzfetzen unter die Nase zu halten, welche dank den herausgeschnittenen Worten nicht mehr den Sinn hatten, den ich selbst hineingelegt hatte ....

Ferner muß als sichergestellt gelten, daß mein Widersacher dem eigentlichen Gegenstand unserer Streitfrage geschickt aus dem Wege gegangen ist .... Dieser hätte ja zwangsläufig in das religiöse Fahrwasser geführt und zu einer scharfen Fassung der Schlüsse gezwungen!

Ich habe es für nötig erachtet, Herrn Foucaux weitschweifig zu erwidern, denn es mußten die verschiedenen Gesichtspunkte klar herausgearbeitet werden, welche für uns beide betreffs des Studiums der brahmanischen Vergangenheit maßgebend sind.

Herr Foucaux entfernt sich schlauerweise von allen religiösen Fragen, denn das würde Vorwürfe im Gefolge haben, vor denen er sich wohlweislich hütet, zu Schlußfolgerungen führen, die er nicht zu ziehen wünscht .... Mit einem Wort: Hie Überlieferung, hie Offenbarung! Ich aber suche in der Vergangenheit alle Tatsachen zum Nachweise dessen heraus, daß alle Glaubensmeinungen der Völker aus dem gleichen Aberglauben geboren wurden. Die Überlieferung bewahrte und setzte sie fort — und die Offenbarung ist eine Erfindung der Pfaffen ....

Es ist leicht einzusehen, daß wir beide auf den verschiedenen von uns begangenen Pfaden unmöglich zum gleichen Ziele gelangen können.

Bei der Begutachtung eines Werkes, worin die Legende vom jüdischen Christus als eine Ausgeburt der indischen Christnalegende dargestellt wird, hat Herr Foucaux auch nicht ein allereinzigstesmal die Gelegenheit benützt, entweder Christna in Abrede zu stellen, oder die Geschichtlichkeit Christi zu bekräftigen.

Es ist der ewige Zwiespalt zwischen dem Gelehrten und dem gutkatholischen Mann. Herr Foucaux könnte als einer der hervorragendsten Sprachforscher der Jetztzeit unmöglich Christna oder Khrisna leugnen. Die Schreibart des Namens hat ja wenig genug zu sagen!

Aber Herr Foucaux ist auch Katholik und konnte als solcher nicht Christus in Abrede stellen! Doch, nun scheint es mir hoch an der Zeit zu sein, dem Rate des Dichters zu folgen:

Claudite jam rivos ... [4])

---

[4]) Anmerkung des Übersetzers: Der ganze Satz lautet lateinisch:

„Cláudite jám rivós, puerí; sāt práta bibérunt!"

Auf Deutsch:

„Schließet, o Knaben, die Bäche; genug hat das Gras nun getrunken."

Dieser Hexameter bildet die letzte Zeile der dritten Ekloge Virgils. Eine Ekloge wird ein kleines

Noch ein letztes Wort:

Sollte Christus, Gottsohn, der Gute, wie er von den Therapeuten verehrt wurde, nicht eine natürliche Vereinigung der Überlieferung vom brahmanischen Christna und dem Christus des Glaubensbekenntnisses von Nikäa und der Evangelien sein? Dieser Evangelien, von welchen der Manichäer Faustus zur Zeit ihres Erscheinens gesagt hat:

„Jedermann weiß, daß die Evangelien nicht von Christus und auch nicht von den Aposteln geschrieben worden sind, sondern lange Zeit nachher von Unbekannten. Diese wußten sehr wohl, daß man ihnen in Dingen, die sie nicht selbst gesehen hatten, keinen Glauben schenken würde, und sie setzten daher vor die Erzählungen den Namen von Aposteln oder Jüngern aus jener Zeit."

Nach der Betrachtung der Überlieferungen, welche die Entstehung der Religionen innerhalb des Menschengeschlechtes begründen, will ich auf diese Frage noch einmal zurückkommen.

Jacolliot im Kampfe unserer Tage.

Was bedeutet das Wiedererstehen dieser Verteidigungschrift Jacolliots in der Schriftenreihe unseres Verlages für den Abwehrkampf der Behauptungen christlicher Fachleute und Pfarrer, die sie meinem Werke „Erlösung von Jesu Christo" entgegenstellten?

Nun, diese Schrift Louis Jacolliots beweist, daß seinerzeit von den Christen gegen ihn in genau der gleichen unsachlichen Weise gekämpft wurde, wie heute gegen mich: Auch hier wird zuerst behauptet, seine Werke seien nicht wichtig genug zu nehmen, als daß die Fachwissenschaft sie widerlegen brauche. Es sei das unter ihrer Würde. Da dies angesichts der Wucht der Jacolliot'schen Enthüllungen nicht mehr angeht und die Widerlegung gefordert wird, widerlegt ein christgläubiger Sanskritforscher, Prof. Foucaux, der angesehenste Fachmann Frankreichs, Jacolliots Schrift „Christna et Christe". Jacolliot widerlegt jeden der geradezu jammervollen Einwände dieses Gelehrten, die er als Entstellungen des Inhaltes seines Buches oder Irrtümer über die Tatsachen nachweist. Auch er muß außerdem, ganz wie ich, den Gegnern sagen, daß sie auf den Hauptinhalt des Werkes überhaupt nicht eingehen und an Nebensächlichkeiten herumzumäkeln suchen.

Jacolliot geht aus diesem Streit als Sieger, als ein Mann von hohen Fachkenntnissen hervor, die ihm die Gelehrten damals, als er noch lebte, auch gar nicht abzustreiten wagten, sagt doch sein Gegner, Prof. Foucaux, ausdrücklich, daß das Werk Jacolliots viel Gelehrsamkeit enthalte. Erst nach seinem Tode konnte plötzlich der Christ und Sanskritforscher Garbe Jacolliot diffamieren als „notorischen Schwindler".

Jacolliot betont in dieser Schrift ausdrücklich, wie sehr die Indologie in ihren Kinderschuhen steckt und wie er das wichtige Material zur Weiterforschung übergibt und

---

ländliches oder Hirten-Gedicht genannt. Virgil schilderte in Nachahmung Theokrits darin die Freuden des Landlebens. Man sieht daraus auch, daß schon zu römischer Zeit die Wiesen künstlich bewässert wurden. Ein großer Teil der gegenwärtig noch bestehenden Anlagen hiefür stammt nachweisbar aus der Römerzeit.

keineswegs behauptet, daß die Forschungen durch seine Entdeckungen abgeschlossen seien. Er hält also selbst seine Theorie nur für einen Versuch der Erklärung.

Diese allgemeine Bedeutung der Jacolliotschrift für die Widerlegung meiner Gegner wird noch übertroffen durch jene einzelner Feststellungen, die meine Gegner einige Jahrzehnte nach Jacolliots Tod glaubten von neuem wider mich aufstellen zu können. Unter ihnen greife ich einige im Folgenden heraus:

1. Bekanntlich sollen als unrichtig bezeichnete Schreibweisen meine Fahrlässigkeit kundtun. Der Abschnitt der Abhandlung Jacolliots über die 48 Buchstaben der Sanskritsprache, denen 24 von uns gegenüberstehen, zeigen das Törichte solcher Vorwürfe (siehe S. 11 u. ff.).

2. Jacolliot ist der Überzeugung, der ich mich in meinem Werke angeschlossen habe, daß die Christna-Legende die Quelle war für die jüdische Christusgeschichte der Evangelien, daß vor allem auch buddhistische Legenden übernommen sind und daß die heiligen Schriften Indiens in der Bibliothek Alexandriens in griechischer Übersetzung vertreten waren, woraus denn die Schreiber des neuen Testamentes weite Teile abgeschrieben haben. Der Sanskritforscher hatte Jacolliot, ganz wie mir meine Gegner, vorgeworfen, man wolle wohl behaupten, die Evangelisten hätten Sanskrit gekonnt. Jacolliot widerlegt sie, ganz wie ich dies tat, damit, daß man doch wohl nicht bestreiten wolle, daß die Evangelisten griechisch konnten und nur diese Sprache hätten sie kennen müssen, um griechische Übersetzungen indischer Bücher in Alexandrien studieren zu können.

3. Auch mir wurde vorgeworfen, daß ich das Alter der Christna-Legende weit höher angesetzt hätte, als die Fachwissenschaft dies tut, und auch ich habe wie Jacolliot betont, die Hauptsache ist, daß die Krischnalehre und der Buddhismus älter sind als das Christentum und erst müßte die europäische Indologie die exaktesten Beweise auftischen, ehe man davon abgeht, die Brahmanen Indiens für sachverständiger zu halten als die christlichen Fachgelehrten Europas (siehe S. 19 ff. der Abhandlung).

4. Noch wesentlicher als diese Frage des Alters ist die Art und Weise, wie Prof. Foucaux Jacolliot zu widerlegen sucht, indem er von den Tändeleien Christnas mit den Hirtenmädchen spricht, um seine Unterlegenheit dem Christus der Bibel gegenüber zu beweisen. Wörtlich so haben auch die Indologen unserer Tage unter freudigem Echo der politischen Gegner in Versammlungen mich zu widerlegen gesucht. Auch ich habe die Bhagavadgita als die Hauptquelle angeführt, aus der die Evangelisten die Lehren des Jesus von Nazareth entnommen haben, um sie dann mit jüdischen Bestandteilen zu mischen. Jacolliot widerlegt nun den Fachmann, indem er Tatsachen unter Hinzuziehung dessen, was der hervorragende Indienforscher Textor de Ravisy nachwies, enthüllt! Es gibt in Indien drei Richtungen von deutlich gegeneinander abgegrenzten Christnaverehrern. Die einen beziehen sich auf die Legenden ungehemmter Genußsucht und verehren diese Gestalt Christnas als Sinnbild sinnlicher Lebensfreude, die wahrscheinlich später nach Griechenland als Dionysoskult gewandert sein mag. Eine zweite Gruppe lehrt solche Wesenszüge Christnas und lobt daneben seine Tugenden und will ihn mit beiden behaftet wissen. Die Bhagavadgita hat bei dieser Richtung der Christnaanhänger also ebensowohl ihre Bedeutung wie die Erzählungen seiner Freuden mit den Hirtenmädchen. Die dritte Richtung der Christnaanhänger nun glaubt nicht, daß jene Legenden wahr seien, sondern hält sich nur an Christnas Tugend und die Bhagavatgita. Diese dritte Richtung ist es nun, die Jacolliot für das Vorbild der Christusgestalt des

neuen Testamentes hält, eine Erkenntnis, der ich mich nach Einsicht in die Legenden von Christnas Geburt etc. angeschlossen habe. Es ist interessant zu sehen, daß Fachleute unserer Tage, die sich als Kenner der Jacolliot'schen Werke bezeichnen, trotz dieser seiner Entgegnung heute mit der gleichen Kampfesweise Foucaux's aufwarten und wohl sehr hoffen, daß niemand diese wissenschaftliche Verteidigung Jacolliots in Deutschland kennt, die solche Versuche gründlich widerlegt.

5. Das Wesentlichste aber bietet uns Jacolliots Verteidigung seiner südindischen Quellenforschung. Auch heute wieder wurde in dem Kampfe gegen mich behauptet, es seien eben nur die heiligen Schriften am Ganges, besonders die von Benares zuverlässig, die Brahmanen Südindiens aber hätten schlechtere Quellen. Solche Behauptung hat ihre tiefen Gründe, denn meist sind es Christen, die als indologische Fachleute nur schwersten Herzens indische heilige Schriften anerkennen möchten, die älter sind als das Christentum und doch durch ihren Inhalt nachweisen, daß das neue Testament aus ihnen geschöpft haben muß.

Was die Jesuiten sich deshalb geleistet haben, um peinliche heilige Schriften anzukaufen und zu verbrennen oder andererseits gefälschte nachchristliche Puranas herauszugeben, ist heute nicht mehr wegzuleugnen. Völlig unbekannt blieb aber der klassische und unerbitterliche Nachweis Jacolliots, den er dafür erbringt, daß die Schriften, die die Brahmanen Südindiens verwahren, unendlich reichhaltiger und zuverlässiger sind als die, die bis heute am Ganges gerettet werden konnten. Er beweist dies an der unerschütterlichen Tatsache, daß die jüdische Konfession, der Mohammedanismus, am Fluß Ganges geradezu gewütet hat, die Menschen tötete, die die Beschneidung weigerten, und die Brahmanenschulen schloß, die Brahmanen verfolgte und in späteren Zeiten allmählich wieder gestattete, daß innerhalb der Familien die Brahmanen den Teil der geretteten Schriften wieder studierten. Aus diesem Restbestand nun, so weist Jacolliot nach, suchten die orthodoxen englischen Protestanten nun diejenigen Texte heraus, um sie in der Kalkuttagesellschaft zu veröffentlichen, die dem christlichen Bibelglauben völlig unverfänglich waren. Das zwiefache Sieb unduldsamer jüdischer Konfessionen war also angewandt, ehe solche Texte von der Kalkuttagesellschaft zu den christlichen Indologen Europas gelangten, die dann nach ihnen an den europäischen Universitäten seit ungefähr einem Jahrhundert ihre Forschungen begannen. Demgegenüber hat Jacolliot jahrelang in Südindien mit den Brahmanen, mit denen er durch die Rechtsprechung, wie er nachweist, in naher Beziehung stand, jene Texte durchstudiert, die niemals von der Vernichtung durch den Mohammedanismus und von der protestantischen Aussichtung der Kalkuttagesellschaft bedroht waren. Er weist nach, daß in Südindien seinerzeit die Brahmanen die Sanskritsprache noch als ihre Gebrauchssprache verwendeten, während die Brahmanen am Ganges nur Sanskrit lernten, um die heiligen Schriften zu verstehen.

Welches Zeugnis Jacolliot der Indologie vom Fach, wie sie noch vor einem halben Jahrhundert beschaffen war, ausstellt, das geht aus der Tatsache hervor, daß er in seiner Abhandlung dem Professor der Pariser Universität bei seiner Widerlegung Fachkenntnisse beibringen muß. Ich nenne nur einige Beispiele hierfür:

1. Der Professor der Indologie hat nicht gewußt, daß der Buddhismus nur anfänglich eine atheistische Färbung hatte, dann aber einen ausgeprägten Gottglauben aufweist. Der „Schwindler Jacolliot" muß ihm den Fachnachweis dafür bringen.

2. Der Professor der Indologie hatte geglaubt, der Dschainismus sei atheistisch. Der „Schwindler Jacolliot“ muß ihm einen Fachvortrag darüber halten, in welchem er ihm den gründlichen Nachweis erbringt, daß er sich irrt.

3. Der Professor der Indologie glaubt darüber spötteln zu können, daß Jacolliot dem Gesetzbuche Manus das Alter von 13 000 v. Chr. gibt. Er muß sich von dem „Schwindler Jacolliot“ einen Fachvortrag darüber halten lassen, daß im Laufe der Jahrtausende dieses Gesetzbuch vier Wandlungen durchmachte: 1. die ursprüngliche Fassung mit 100 000 Sprüchen, 2. die Naradafassung mit 12 000 Sprüchen, 3. die Sumatifassung mit 4000 Sprüchen und 4. die letzte Kürzung Walmiki, die jetzt noch überliefert ist. Da der Professor der Indologie dies offenbar nicht wußte, hatte er angenommen, diese allerletzte, etwa 2500 v. Chr. verfertigte Ausgabe sei die älteste gewesen!

4. Der Professor der Indologie wußte so wenig von der allmählichen Entwicklung und Wandlung des Kultes des Aswamedhaopfers (Roßopfer), daß er es gewagt hatte, Jacolliot des Irrtums zu zeihen; da muß er sich wieder einen Fachvortrag vom „Schwindler Jacolliot“ halten lassen, in dem dieser nachweist, daß er von einer bestimmten Epoche sprach, während der Professor gar nicht alle die Wandlungen in diesem Opferkult geahnt zu haben scheint!

Alles in allem versteht man jetzt, weshalb so toll über den „Schwindler Jacolliot“ und über mich gehöhnt wurde. Es wäre sehr wichtig gewesen, wenn diese Verteidigungsschrift von Jacolliot in den französischen Bibliotheken begraben geblieben wäre und man die Deutschen eifrig davon hätte abhalten können, die Entdeckungen Jacolliots zu verwerten, weil er ein Deutschenhasser war!

Wir stellen fest, daß durch Jacolliots Widerlegung des Fachgelehrten ebenso wie durch seine umfangreichen indischen Quellenwiedergaben das Märchen, er sei ein „notorischer Schwindler“ und seine Quellen seien „widerlegt“, gründlich widerlegt ist. Was wird mit dieser Schrift in Zukunft geschehen, wenn die Mitkämpfer für die Wahrheit sie nicht entsprechend verbreiten und für die Zukunft sichern? Wir stellen weiter fest, daß durch diese Schrift alle Gegenschriften gegen mein Buch „Erlösung von Jesu Christo“, darunter auch die des Indologen Professor Hertel, erst recht die von Rengstorf, um nicht von allen übrigen Versuchen auch noch namentlich zu reden, widerlegt sind.

Knüpfet das Band über die Geschlechter hin.

So unendlich wertvoll diese Schrift Jacolliots für die Widerlegung der Kämpfer gegen mein Buch „Erlösung von Jesu Christo“ auch ist, in dem Kampfe der Priester gegen die Enthüller der Wahrheit, der ein immerwährender, zeitloser ist, dürfen wir über dem Einzelfalle nicht die ernste Lehre vergessen, die uns dieser Fall Jacolliot-Ludendorff geben kann. Nie erschrecken die Priester über die „Wellen der Aufklärung“, immer warten sie ab, bis das Eintagsfliegenvolk sich von der Neuigkeit, der Enthüllung, wieder etwas abgewandt hat, dann setzen sie ein mit ihren Verleumdungen und Vertilgungen der letzten Spuren. Wie zitterten die Christen vor den reichen, für sie so folgenschweren Funden der Quellen, aus denen die Juden, die die Bibel fabrizierten, so reichlich ent-

nahmen! Verloren war der Vorteil der Verbrennung aller griechischen Papyrusrollen der Bibliothek Alexandria. Und wie beruhigt konnten sie nach zwei Geschlechterfolgen schon auf ihren Kampf zurückblicken! Erschütternd ist dieser Sieg eines Listkampfes! Unsere Antwort aber ist die Wiederauferstehung des Jacolliot als ernster Wissenschaftler durch diese Schrift.

Der gründliche Kenner indischer Erlöserlehren, Jacolliot, kann uns im Kampfe helfen, wie er einst Ende vorigen Jahrhunderts die Menschen aufrüttelte durch das, was er aus Indien nach Europa brachte. Schon damals wurde er gar sehr gefährlich, hat doch auch Nietzsche aus seinen Quellen die Tatsache entnommen, daß die Juden in der Bibel indische Lehren als ihre eigenen ausgegeben hatten. Seine Aufzeichnungen „Zur Kritik des Manu-Gesetzbuches" stammen aus dem Jahre 1888 (s. Nietzsches Ges. Werke, Musarion Ausg. 14. Band,*) S. 377) berichtet:

„Zu diesem Buche Jacolliots schrieb Nietzsche am 31. Mai 1888 an Peter Gast:

„... Eine wesentliche Belehrung verdanke ich diesen letzten Wochen: Ich fand das Gesetzbuch des Manu in einer französischen Übersetzung, die in Indien, unter genauer Controle der hochgestelltesten Priester und Gelehrten daselbst, gemacht worden ist, dies absolut arische Erzeugnis, ein Priestercodex der Moral auf Grundlage der Veden, der Kasten-Vorstellung und uralten Herkommens — nicht pessimistisch, wie sehr auch immer priesterhaft — ergänzt meine Vorstellungen über Religion in der merkwürdigsten Weise. Ich bekenne den Eindruck, daß mir alles andere, was wir von großen Moral-Gesetzgebungen haben, als Nachahmung und selbst Karikatur davon erscheint: voran der Ägypticismus; aber selbst Plato scheint mir in allen Hauptpunkten einfach blos gut belehrt durch einen Brahmanen. Die Juden erscheinen dabei wie eine Tschandala-Rasse, welche von ihren Herren die Prinzipien lernt, auf die hin eine Priesterschaft Herr wird und ein Volk organisiert . . . Auch die Chinesen scheinen unter dem Eindruck dieses klassischen uralten Gesetzbuchs ihren Confucius und Laotse hervorgebracht zu haben. Die mittelalterliche Organisation sieht wie ein wunderliches Tasten aus, alle die Vorstellungen wiederzugewinnen, auf denen die uralte indisch-arische Gesellschaft ruhte — doch mit pessimistischen Werten, die ihre Herkunft aus dem Boden der Rassen-decadence haben. — Die Juden scheinen auch hier blos „Vermittler", — sie erfinden nichts.

Soviel, mein lieber Freund, zum Zeichen, wie gern ich mich mit Ihnen unterhielte —. Dienstag Abreise. —

Von Herzen
Ihr Nietzsche.

Also Nietzsche war auch an Hand des Quellenmaterials, das Jacolliot übermittelte, zu der gleichen Erkenntnis gekommen, wie die übrigen unvoreingenommenen Forscher und wie ich sie auch von meinem Vater in dem Buche „Erlösung von Jesu Christo" und in der Schrift „Von neuem Trug zur Rettung des Christentums" erwähnt habe. Die Erschütterung, die das Christentum in jener Zeit durch die Enthüllungen erfuhr, läßt sich nicht groß genug vorstellen. Und was geschah? Nun, ganz das gleiche, wie in allen ähnlichen Fällen seit der Gewaltherrschaft des Christentums, das durch Säuglingstaufe die Menschen ungefragt in eine Weltanschauung zwingt, aus der auszutreten erst vor wenigen Jahrzehnten für die ungläubig gewordenen Erwachsenen die Möglichkeit gegeben wurde! Man trachtete eifrig, daß diese glänzende wissenschaftliche Widerlegung Jacolliots nur im engsten Kreise der Fachleute bekannt blieb, ja, allmählich, nach dem Tode Jacolliots, auch in der Fachwelt sorglich totgeschwiegen wurde. Der gläubige Christ und Indologe Garbe nannte dann Jacolliot einen notori-

*) „Die französische Ausgabe, welche Nietzsche benutzte, ist die von Louis Jacolliot (Paris 1876, A. Lacroix)."

schen Schwindler und die nächste studierende Generation in diesem Fache hörte von Jacolliot nicht mehr viel anderes als eben dieses Urteil! Noch eine Geschlechterfolge weiter war man schon weit genug gediehen, um mich vor der Öffentlichkeit „lächerlich" zu machen, als „wissenschaftlich unmöglich" und „erledigt" zu bezeichnen, gerade weil ich das unantastbare indische Quellenmaterial Jacolliots anführe! Diese Arbeit, schön gemächlich auf drei Geschlechterfolgen verteilt, gegen einen der Kämpfer im zeitlosen Priesterkampf, hat schon so oft zum Ziel geführt! Auch die Werke anderer Streiter für Wahrheit haben diese Etappen erlebt, und heute werden der Feldherr Ludendorff und ich in der christlichen Presse als „wissenschaftlich unmöglich" bezeichnet, weil wir unerschütterliche Tatsachen aus verschwundenen Büchern wieder auferstehen lassen.

Erschütternd ist die Sisyphusarbeit der einzelnen Geschlechter all der durch Säuglingstaufe in das Christentum gezwungenen Völker in den vergangenen Jahrhunderten bis zur Stunde zu sehen. Die Erwachsenen eines Geschlechtes erkennen den Wahn, schleppen die Steine der erforschten Widerlegung allen Anstürmen und Gehässigkeiten der Christen zum Trotz auf den Berg, um die Grundmauern für den Bau der Befreiung zusammen zu tragen. Aber während das kommende Geschlecht noch seinen festen Jugendschlaf wahnumfangen träumt, werfen die Hüter des Christendogmas behende mit den Helfern: Lug und List, die Steine in den Abgrund. Wenn das junge Geschlecht zu erwachen beginnt, sich die Augen reibt, an den Wahn nicht mehr glaubt, findet es keine Erkenntnisse des gestorbenen Geschlechtes mehr vor, beginnt von neuem mit Forschen und Mühen, schleppt von neuem allen Gehässigkeiten und Verleumdungen zum Trotz die Steine zum Bau der Grundmauern die Höhe hinauf. Droben aber stehen lauernd die Dogmenverteidiger, sie warten auf den Tod der Forscher, um wiederum ihr teuflisches Spiel zu beginnen und alles Erreichte in den Abgrund zu schleudern. Jeweils, wenn es ihnen gelungen, stimmen sie siegesgewiß ihren Sang an:

„Jesus Christus gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit. Amen."

Wer das einmal erschüttert erkannt hat, der weiß, daß das Wiederauferstehen der verschollenen und verlästerten Forscherarbeiten vergangener Geschlechter ebenso wesentlich ist wie die Verbreitung unserer eigenen Werke. Denn einmal läßt es die Listigen jäh erschrecken. Sie erfahren, daß die Wahrheit lebt, all ihrer List zum Trotze, und schon das ist eine erhebliche Hilfe für den endgültigen Sieg der Wahrheit. Zum anderen aber erkennen die Mitstreiter für die Wahrheit, daß ihr Kampf nichtig und nutzlos ist, wenn sie ihn nicht über die Geschlechter hin sichern, wenn sie fahrlässig das nächste Geschlecht wieder in die Säuglingstaufe zwingen lassen, in Wahnlehren aufwachsen lassen und glauben, es werde zu diesem Kampfe, der schon Jahrhunderte währt, genügen, wenn das kommende Geschlecht im Alter des Erwachsenseins sich selbst befreie!

Erst wenn das junge Geschlecht den Umweg nicht mehr machen muß und sich Denk- und Urteilskraft nicht mehr lähmen läßt, und erst wenn sich der Segen der raschen Vervielfältigung und Verbreitung der Wahrheit enthüllenden Werke der Vergangenheit und Gegenwart voll auswirkt, ist der endgültige Sieg zu erhoffen. So verwerte jeder Leser diese wieder auferstandene Schrift zur Widerlegung der Lügen. Er sichere sie in seinen Sippen über unser aller Tod hinaus und er verbreite sie, wie er es mit unseren Werken tut. Erst dann sind wir einen gewaltigen Schritt weiter.

Dr. Mathilde Ludendorff.

Anhang.

1) Wortgetreue, von einem vereidigten Übersetzer angefertigte Wiedergabe der Abhandlung des Professors Faucaux

aus der:

Revue Bibliographique de Philologie et d'Histoire

Nr. 10 und 11, 15. 11. 74.

50.—; Christna und Christus, von Louis Jacolliot, Paris 1874, 8°, 380 Seiten.

Zuallererst wollen wir uns mit dem Namen Krischna befassen, für welchen Herr Jacolliot die Schreibung Christna wählt. Da erlaube ich mir, seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß 1. der Buchstabe h mindestens überflüssig erscheint, weil dieses Sanskritwort keinerlei Hauchlaut enthält, und daß 2. der Ursprung dieses Namens sehr zweifelhaft ist und unmöglich von der Wurzel Khris hergeleitet werden kann, welche im Sanskrit nicht vorkommt; — doch wäre auch bei Annahme des Vorkommens dieser Wurzel immer noch nicht die Einfügung des Buchstaben t erklärt —. Und 3. findet sich eben dieses gleiche Wort in seiner weiblichen Form als Name des indischen Flusses Krischna auf S. 35 in richtiger Schreibung.

Ich würde Herrn Jacolliot ans Herz legen, die Rechtschreibung der Sanskritworte recht zu pflegen, denn in diesem neuen Werke sind fast soviel Fehler zu finden als Worte auch. Dieser Umstand könnte einem Zweifel daran erwecken, ob er die heiligen Schriften der Hindus auch zu lesen pflegt. Diese Fehler rühren möglicherweise davon her, daß er Tamiltexte benützt hat, welche die Sanskritrechtschreibung nicht mit der wünschenswerten Treue wiedergeben.

Um auf alle Ungenauigkeiten, welche dieser Band enthält, näher einzugehen, würde ich viel mehr Raum beanspruchen müssen, als er mir hier zu Gebote steht. Ich werde mich infolgedessen nur mit denjenigen abgeben, denen eine größere geschichtliche und religiöse Bedeutung zukommt.

Herr Jacolliot sagt zu Beginn auf Seite 7: Das Land Judäa steht unter offenkundigem geistigem Einfluß von indischer Seite her.

„Wenn der indischen Christnalegende Ursprünglichkeit zuzusprechen ist, dann ist die Sage vom jüdischen Christus unmöglich glaubwürdig."

Damit sind wir auch am Ziele angelangt, dem alles Sinnen und Trachten in dem Buche gewidmet ist; wir können uns nun nach den Einzelheiten des Beweises umsehen.

„Die zwei ältesten Religionen (so sagt Herr Jacolliot auf Seite 5), der Brahmanismus und sein Zweig, der Buddhismus beruhen auf der Sage von der zeitweilig wiederkehrenden Verkörperung der Gottheit."

Dies trifft wohl für den Brahmanismus zu, keineswegs aber für den Buddhismus, der niemals von einem einigen Gott als Weltschöpfer spricht. Daraus, daß ein solcher allem Anscheine nach überhaupt nicht anerkannt wird, scheint vielmehr hervorzugehen, daß ein Buddha nichts weiter ist, als irgend ein tierisches oder menschliches Lebewesen, welches erst heilig — und schließlich sogar göttlich geworden ist durch seine während der aufeinanderfolgenden Verkörperungen erworbenen Verdienste. Dieses Wesen steigt dann wieder auf die Erde herab, um alle anderen Geschöpfe ausnahmslos zu erlösen. Ich sage ausdrücklich erlösen und nicht etwa zurück- oder loskaufen, aus dem einfachen Grunde, weil ich in Verlegenheit wäre, den Zeitpunkt der ersten Sünde zu bestimmen, da doch die Hindus alle Seelen als ewige und anfangslose Wesen betrachten. Herr Jacolliot, der wohl diesen Einwand nicht vorausgesehen hat, spricht in diesem Bande noch von der Geschichte und dem Sündenfalle von Adima und Eva (Adam und Eva), die er in einer Legende aus Ceylon entdeckte, u. zw. mit der reizvollen Abwandlung, daß es diesmal Adam ist, welcher Eva zur Sünde verführt.

Die Vorstellung der Hindus von den zeitweilig wiederkehrenden und niemals endenden Verkörperungen, zeigt im Vergleiche mit dem Christentum beträchtliche Abweichungen, da dieses ja nur die einzige Menschwerdung Christi zugibt, welcher keine andere mehr folgen soll.

Zwischen dem Brahmanismus und dem Buddhismus besteht auch der Unterschied, daß ersterer

ungeachtet aller Einwände des Herrn Jacolliot auf Seite 303, die unmittelbare Verkörperung Vischnus in einem Tiere für möglich hält, sei es nun als Fisch, als Schildkröte, oder als Eber. Die nächste Verkörperung muß aber unter der Gestalt eines Pferdes erfolgen (Anmerkung: Betreffs dieser Verkörperung Vischnus unterläuft Herrn Jacolliot ein einzigartiger Irrtum: Statt in diesem Tiere eine Verkörperung des Gottes zu sehen, macht er ein Ungeheuer daraus, welches er dem apokalyptischen Rosse vergleicht. Hier folgen seine eigenen Worte: „Die nächste Erscheinung des Gottes Vischnu-Christna auf Erden wird der Erlösung der Welt vom Rosse Kalki gelten und der Zerstörung des Reiches der Schlechtigkeit. Man sieht daraus, daß St. Paulus, der mutmaßliche Verfasser des unechten Johannes-Evangeliums, nicht allzu große Mühe hatte, sein apokalyptisches Roß zu erfinden"; auf Seite 268—269). Im Gegensatze zu dieser Eigenheit des brahmanischen Glaubens werden die Buddhas nur in Menschengestalt geboren und nie aus einer anderen als der Familie eines Brahmanen oder Königs.

Was aber die Jungfräulichkeit der Dêvâkî, der Mutter Krischna's, anbelangt, so läßt uns die Bombayer Ausgabe des Buches Vischnu Purâna, Spruch 63, diesbezüglich nicht den allergeringsten Zweifel, indem es da heißt, diejenige Krischna's sei die achte Empfängnis der Dêvakî gewesen.

Herr Jacolliot schreibt dem Krischnakult eine Altehrwürdigkeit zu, welche ihm gar nicht zukommt. Nach Eugène Burnouf war zur Zeit der Ausbreitung des Buddhaglaubens dieser Kult noch neu in Indien (Anmerkung: Einführung in die Geschichte des Buddhismus, S. 136 und die Fußnote. Siehe auch „Erinnerung an Indien" von Reinaud, Seite 123, ebenso in der neuen Sammlung der Inschriftenforschungsgesellschaft, Band XVI, wo sich eine Bemerkung von Langlois über Krischna findet). Auch Colebrooke neigt der Meinung zu, daß die Entwickelung der Fabeln und Legenden, welche aus Krischna einen Gott gemacht haben, später anzusetzen ist, als das Umsichgreifen des Buddhismus. Wenn aber Herr Jacolliot Krischna gar in den Veden suchen sollte, so würde er ihn schon gar nicht finden; andererseits wird er aber den Kult dieses Gottes in unserem Zeitalter sehr entwickelt finden.

Herr Jacolliot sagt auf Seite 8 wörtlich: „Wir wollen es gerne beweisen, daß die Menschwerdung, welche man in Rom verehrt, nichts weiter ist, als ein Abglanz derjenigen, welcher man in Indien göttliche Ehren erweist, daß Christus niemals gelebt hat, so wie ihn seine eigennützigen Geschichtsschreiber zeichnen, — und daß die Evangelienschreiber bloß einem der Ihrigen, vielleicht sogar einem eingebildeten Wesen, jene wundersamen Abenteuer angedichtet haben, die sie aus den heiligen Büchern des äußersten Morgenlandes abgeschrieben haben. Man vergißt leider nur allzu sehr, daß die Gelehrten der Alexandriner Schule dies als Humbug betrachteten und die Quellen nachzuweisen in der Lage waren, aus denen geschöpft worden war."

Doch auch Herr Jacolliot vergißt, daß in der Christusverehrung Rom nicht vereinzelt dasteht, — und daß schließlich auch Griechen und Protestanten an der von ihm hier aufgeworfenen Frage interessiert sind. Man könnte auch die Frage an ihn stellen, wie die Evangelisten die heiligen Bücher des Morgenlandes abgeschrieben haben. Sie waren wohl der Sanskritsprache mächtig? Wenn sich diese Tatsache bewahrheiten sollte, dann hätte allerdings Herr Jacolliot eine bemerkenswerte Entdeckung gemacht. Und wenn alle Gelehrten von Alexandrien die Evangelisten für Schwindler erklärt haben, warum nennt er uns nicht zur Unterstützung dieser seiner Behauptung den erstbesten dieser Gelehrten, welche doch ohne Zweifel wissen mußten, wo und wie die Evangelisten Sanskrit gelernt hatten.

Der Verfasser des Werkes Christna und Christus widerspricht sich auch manchmal. In dem neuen Bande sagt er uns auf Seite 50: „Indien bewegt sich ohne Unterlaß in einem verhängnisvollen Kreise zwischen Eingottlehre und Vielgötterei und röchelt seit fünfzehnhundert Jahren unter der Umklammerung der Priesterschaft", nachdem er in der „Bibel in Indien" auf Seite 7 geschrieben hat: „Heil Dir, alte indische Erde, Wiege des Menschengeschlechtes!... Oh, wie sehr wünschte ich, daß Deine Vergangenheit noch einmal unser Zukunftslos werden möge!"

Und auf Seite 192: „Die Wunder der indischen Kunst, welche der alten Kunst der Ägypter und Griechen geistige Anregungen bot."

Nachher auf Seite 373: „Die Inder können sich mit der glänzenden griechischen Kunst nicht messen."

Auf Seite 52—53 versichert uns Herr Jacolliot, „daß ein Tieropfer den heiligsten und unverletzlichen Grundsätzen der Hindus widersprochen habe, welche jegliche Art von Mord brandmarkten, unter welchem Vorwande immer es auch dazu kommen sollte".

Hätte er jedoch aufmerksam die Gesetze des Manu gelesen, so hätte er erfahren, daß ein Tieropfer nicht nur nicht verboten, sondern häufig sogar vorgeschrieben ist (Manu, IV, 26—27, V, 16—27, 40—42, XI, 27). Und für einen Mann, der lange Zeit in Indien zugebracht hat, ist er schlecht genug über das Aswamedha-Opfer unterrichtet, welches nach seiner Behauptung auf Seite 88 angeblich jeden Morgen stattfinden soll, während doch dieses feierlichste aller

Opfer ein ganzes Jahr dauern muß und nur von Königen dargebracht werden kann. (Anmerkung: Aswamêdha, V, 53, XI, 74, 82, 250. Das Aswamêdha = Roßopfer war gleichzeitig von politischer und religiöser Eigenart. Wenn ein König nach Anerkennung als Alleinherrscher trachtete, dann wählte er sich ein Roß aus. Er ließ es frei herumirren, doch mußten bewaffnete Männer ihm nachfolgen. Wenn ein anderer König sich gegen die Ansprüche des ersten auflehnte, dann gab er sich alle Mühe, des Rosses habhaft zu werden. Kamen nun die mit der Bewachung betrauten Männer mit dem Rosse zurück, dann wurde es unter großem Aufwand von Feierlichkeiten geopfert und sein Fleisch verzehrt, oft auch verbrannt. Die hundertmal wiederholte Feier dieses Opfers erhob den Darbringer zum Range Indra's, des Herrschers unter den Göttern.)

Auf Seite 74 sagt Herr Jacolliot: „Schon in der ursprünglichen vedischen Zeit, lange bevor die Veden und das Buch Manu durch die Brahmanen in eine strenge gesetzmäßige Form gebracht worden waren, da lebten schon die „nackten Büßer“ unter dem Namen Sannyasis.“

Da möchte ich mit der Frage an Herrn Jacolliot herantreten, was denn darunter zu verstehen sei, die Veden wären in eine gesetzliche Form gebracht worden. In ihrer Zusammensetzung aus Hymnen zu Ehren der Feuergötter, der Götter der Luft und des Wassers usw. haben die Veden niemals ein Gesetzbuch dargestellt, und ich zweifle, ob man da etwas von nackten Büßern finden kann, so wie ich es auch für sehr schwer beweisbar halte, daß es gerade diese Weisen gewesen sein sollen, welche — als Gegengewicht zu den vielgötterischen Neigungen der Brahmanen — die Schule des Dschainismus gegründet haben.

Nach Herrn Jacolliot „war der Dschainismus eingöttisch, ist es noch immer — und wird auch niemals anders sein. Man wird uns keine einzige Schriftstelle nachweisen können, welche im Widerspruch zu dieser Behauptung stünde.“

Der Verfasser hat es nur allzuleicht, vom Dschainismus zu erzählen, den man bis zum heutigen Tage herzlich wenig erforscht hat, da man die ursprünglichen Bücher der Sekte nicht zur Verfügung hatte; aber das wenige, was man von der Lehre der Dschainas kennt, kann nicht als Stütze für die vorgebliche Eingottlehre dienen (Garrett, Klassisches Wörterbuch von Indien, über das Wort Dschaina).

Auf Seite 95 finden wir: „Die Seele, deren Makel nicht getilgt worden ist, wird zu einer Reihe durch die Veden vorgeschriebener Seelenwanderungen verurteilt“.

Der Lehrsatz von der Seelenwanderung erscheint nicht im Rig-Veda, doch findet man ihn in den Upanischaden; diese Bücher sind wohl sehr bald nach der vedischen Zeit verfaßt worden und werden von den Brahmanen auch Veden genannt.

Doch bleibt es deshalb nicht weniger wahr, daß die genaue Zeit und der Ort nicht sicher bekannt sind, wo die Lehre von der Seelenwanderung ihren Ausgang genommen hat. Fest steht jedenfalls, daß sie uralt ist, da Griechenland schon davon durch Pythagoras Kenntnis hatte und Cäsar sie in Germanien und Gallien wiederfand. Doch, woher war sie eigentlich gekommen?

Auf Seite 98 schneidet Herr Jacolliot die Frage auf folgende Weise an: „Erst in der brahmanischen Zeit der Priesterherrschaft findet man in dem von seiten der Priester dem eigenen Vorteil zuliebe stark verkürzten Manu die Lehre von der Seelenwanderung, um das Jahr 13 300 vor unserer Zeitrechnung zum zwingenden Glaubenssatz erhoben. Wenn auch Indien noch ältere Dokumente besitzt, so muß doch dieses Alter genügen, um ihm die Urheberschaft in dieser religiösen Meinung zuzuerkennen.“

Ich muß zugeben, daß ich durchaus nicht einsehen kann, wie der von den Priestern abgekürzte Manu aus der Zeit vor 13 300 Jahren herrühren kann. (Anmerkung: Bei Gelegenheit dieser Zeitbestimmung möchte ich an Herrn Jacolliot die Bitte richten, uns eine Zeitentafel nach seinem, offenbar wenig scharf umrissenen System zu geben. So finde ich auf Seite 13: „Denn auch für den Fall, daß man das Vorhandensein (von Menschen) erst von dem Augenblicke an zugibt, wo es einfach nicht mehr abgeleugnet werden kann, ... gesteht man der Menschheit immer noch Jahrhunderttausende zu“. Weiter auf Seite 130: „Und das berühmte Buch von den Sonnenfinsternissen, welches auch Herr Holbd, der indische Gelehrte, zuratezíehen mußte — und dessen Alter sich auf Hunderte von Jahrhunderten beläuft“, und auf Seite 220: „Seit 20 000 und mehr Jahren gibt es Spiritualisten und Materialisten in Indien“. Und endlich auf Seite 329: „Die alten Tempel im Süden bewahren in ihren weiten Speichern als kostbaren Schatz alles, was der Menschengeist während einer Zeit von 25 bis 30 000 Jahren hervorgebracht hat — und was sich seit den Tagen des altväterlichen Indien bis zum Sturze der Priester- (= Brahmanenvorherrschaft) Gewalt abgespielt hat“.

Das klassische Sanskrit des Manu, wie es uns überliefert ist, weicht ganz erheblich vom Dialekte der Veden ab. Dieser Umstand müßte uns zwingen, die Veden noch in bedeutend ältere und fernere Zeiten zurückzuverlegen, d. h. nach Herrn Jacolliot etwa auf die Zeit vor 15 bis 20 000 Jahren vor dem Beginne unserer Zeitrechnung. Doch wie kommt es, daß die Sanskritsprache während eines so langen Zeitraumes nicht Wandlungen durchgemacht hat, wo doch die Völkerschaften, welche sie sprachen, mehr oder weniger zerstreut siedelten und außerdem keine

Schrift besaßen, um ihre Sprache festzulegen? Solches hat kein Gegenstück in den europäischen Geschehnissen, in der Entwickelung der griechischen und lateinischen Sprache, die doch durch die Schrift festgelegt waren. Auch damit stimmt es nur schlecht zusammen, was heute in Amerika vorgeht, wo das dort gesprochene Englisch nach weniger als einem Jahrhundert der Trennung schon deutliche Neigung zeigt, sich zu einer Mundart der Sprache des alten England zu entwickeln.

Herr Jacolliot schreibt auf Seite 229: „Griechenland ist die Tochter Indiens; seine Sprache ist beinahe reines Sanskrit".

Die des Griechischen kundigen Gelehrten wären wohl kaum gekränkt, wenn dies wirklich zutreffen sollte, weil sie dann ohne andere Mühe, als eben der Erlernung des Sanskritalphabetes, die heiligen Schriften der Inder flott herunterlesen könnten. Man könnte es noch mit Herrn Jacolliot gelten lassen, daß Griechenland — wozu man dann allerdings gerechtermaßen noch Italien rechnen müßte! — eine Tochter Indiens sei; doch bleibt es deshalb nicht minder wahr, daß die Sanskritsprache mehr wie eine ältere Schwester — und nicht wie eine Mutter — des Lateinischen und des Griechischen zwar genügend Ähnlichkeit aufweist, um keine ernsten Zweifel an der Verwandtschaft aufkommen zu lassen, daß aber der Unterschied immerhin noch so groß ist, um zur Erkennung der Zusammengehörigkeit dieser Sprachen eine sehr aufmerksame Prüfung notwendig zu machen.

Herr Jacolliot wiederholt öfters, unter anderem auch auf Seite 276: „In sittlicher Beziehung war das Werk Christnas geistig, philosophisch und erhaben".

Ich will gerne zugeben, daß ich diesen Eigenschaften nicht begegne, wenn ich das Gedicht Bhagavadgîtâ lese. Es ist ganz wesentlich allgöttisch und ich finde darin folgenden hübschen Satz: „Auch der am meisten mit Schuld beladene Mensch muß für gut gehalten werden, wenn er zu meiner Verehrung herbeikommt und sich mit ganzer Seele mir zuwendet".

Um aber über Krischna's Keuschheit ein rechtes Bild zu bekommen, muß man die Dichtung Gîtagôvinda lesen, von der es eine französische Übersetzung von Hippol. Fauche gibt. Wem aber der Sinn nach einem ernsteren Gedichte steht, der mag die fünf Kapitel des Bhâgavata Purâna lesen, welche von den Liebesabenteuern Krischna's mit den Gôpi-Mädchen handeln und von denen es eine Übersetzung von Hauvette Besnault im Asiatischen Journal aus dem Jahre 1865 gibt. Dort kommt folgende Stelle vor: „Er trat mit den Gôpi-Mädchen (Schäferinnen) auf eine Insel des Stromes. Darauf lag frischer Sand. Da nahm er die Hirtenmädchen und schlang seine Arme um sie. Er ließ seine Hand über ihre Hände, ihr Haar, ihre Gestalt und ihren Busen gleiten. So spielte er, sah sie an und lächelte froh, wobei er gleichzeitig die Liebesleidenschaft der Schönen im Garten entflammte und löschte". So zu lesen: XXIX, 45, 46.

Herr Jacolliot behauptet auf Seite 327, es wäre in der Tat nicht möglich, vom grünen Tisch aus die alte Gesittung der Brahmanen zu erforschen.

Wenn es aber darum geht, nach seinem Ausdruck 25 bis 30 000 Jahre menschlichen Lebens auszugraben, dann sehe ich die Notwendigkeit durchaus nicht ein, daß man sich zu diesem Zwecke gerade in Indien aufhält. Weshalb sollte es auch zum Beispiel leichter sein, das Leben des Alkibiades im modernen Athen zu studieren, als etwa in Paris oder in London? Als ob die Sitten der Griechen von heute in allem so eine große Ähnlichkeit hätten mit jenen aus der Perikleischen Zeit! Und was haben denn auch die Hindus unseres Zeitalters schon viel mit den Hirten der vedischen Zeiten gemeinsam?

Ausgehend von dem Gedanken, daß man außerhalb Indiens nichts Gutes hervorbringen kann, ruft er uns mit Verachtung zu: „Und überhaupt, woher habt Ihr denn Eure Schriften? Wohl von der Asiatischen Gesellschaft in Kalkutta! Das ist gleichbedeutend mit der wenigst sicheren und wissenschaftlichen Quelle, auf die man verfallen kann".

Ich gebe in tiefer Bescheidenheit zu, daß ich mit E. Burnouf, Ch. Lassen und anderen immer geglaubt habe und auch heute noch daran glaube, daß man zu den von dieser Gesellschaft veröffentlichten Arbeiten einiges Vertrauen haben kann. In der Bibliotheca Indica wurden Sanskrit-Texte in Hunderten von Bänden herausgebracht. Herr Jacolliot darf mir die Feststellung nicht verübeln, daß ich diese Dokumente für weit verläßlicher halte, als die Handschriften der Tempel im Süden Indiens.

Ich will diese Besprechung von Christna und Christus damit abschließen, was ich schon am Ende eines Aufsatzes über die Bibel in Indien gesagt habe: „Wir haben nur kurzen Bericht über dieses von nahezu 400 Seiten erstattet, da die Erörterung aller darin behandelten Fragen eine ganz erhebliche Seitenzahl erfordern würde. Wir wollten nur zeigen, daß man ein von Gelehrsamkeit angefülltes Buch, bei dessen Ausarbeitung es bloß an der nötigen Zeit und Überlegung gefehlt zu haben scheint, mit Vorsicht lesen müsse".

Ph. Ed. Foucaux,
Professor der Sanskrit-Sprache am franz. Collegium.

2) Wichtige Auszüge zur Frage der biblischen Entlehnungen aus Otto Hauser, „Weltgeschichte der Literatur“.

1. Bd. Leipzig und Wien 1910, Bibliographisches Institut.

Seite 86.

„Ein ganzes Buch des ‚Rigweda‘, das neunte, ist dem Somaopfer gewidmet. Dieses Opfer ist ebenso den iranischen Ariern eigen, und auch die ‚Edda‘ scheint einen ähnlichen Trank gekannt zu haben, wie es der indische Soma, der iranische Haoma[1]) ist: wie Indra sich vor seinen Kämpfen mit dem Somatranke befeuert, so Thor mit Met. Auch der Soma wurde als Rauschtrank von den Menschen getrunken, galt als Herzlabe und als Arznei. Er wurde aus der noch jetzt von den indischen Parsen verwendeten Somapflanze (Ephedra vulgaris) gepreßt und durch ein Haarsieb geseiht, und diese Bereitung des Tranks sowie seine Spendung machten die Opferhandlung aus. Wo die Somapflanze nicht wuchs, konnten Surrogate für sie eintreten, so wahrscheinlich in den ägyptischen Missionen der Wein. Indoiranisch ist auch bereits die Vergöttlichung des Soma: in dem Tranke war der Gott und dieser somit Gott selbst ...“

---

[1]) Im christlichen ‚Abendmahl‘, das hier seine Grundlagen zu haben scheint, wird Leib (griechisch Soma) und Blut (griechisch haima) ‚geopfert‘. Sollten mit der Verdoppelung der ursprünglich wohl auch hier einfachen Handlung die parsische und indische Überlieferung zusammengefaßt sein?

Seite 87.

„... Das ‚Shatapatha-Brâhmana‘ enthält alterältestes Sagengut, darunter merkwürdige Parallelen zu biblischen Berichten, durch die manche Stellen in diesen ihre Erklärung finden.

So fehlt im alttestamentlichen Schöpfungsbericht ein wesentlicher Übergang, der hier erhalten ist: der Geist Gottes ‚brütet‘ dort über den Wassern, das Brahmana sagt es nun deutlich, daß es ein goldenes Ei ist, das er ausbrütet, und daraus entsteht ein mythisches Urwesen, der eigentliche Schöpfer, der durch sein Wort Erde, Luftraum und Himmel erschafft.

Der Sintflutbericht des ‚Shatapatha-Brâhmana‘ zeigt große Selbständigkeit dem sumerischen Urbericht gegenüber, erklärt aber auch diesen in einem wesentlichen Punkte: Manu, dem indischen Noah, kommt ein Fisch in die Hände — offenbar ein Gott, der vielleicht mit Absicht diese Gestalt angenommen hat, um Manus Frömmigkeit noch besonders zu prüfen —, dieser Fisch bittet ihn, sein zu schonen, und verkündet ihm dann aus Dankbarkeit die bevorstehende Flut.

Vor allem merkwürdig ist die Abraham-Isaak-Legende, durch die sich namentlich die biblischen Namen ‚Abrâhâm‘ und ‚Jschâk‘ erklären; sie weist in eine Zeit zurück, da noch Menschenopfer gebräuchlich waren, also in vorvedische: König Harishtschandra aus dem Geschlecht der Ikschwâkus war, obwohl er hundert Frauen hatte, kinderlos. Einst kehren zwei Götterboten bei ihm ein. Diese raten ihm, sich an Waruna zu wenden und ihm den Sohn als Opfer zu geloben, dann werde er einen Sohn erhalten. So geschieht es, aber der König zögert das Opfer hinaus. Der herangewachsene Sohn entflieht, und der König wird von Waruna wegen Entziehung des Opfers mit Krankheit geschlagen. Der Sohn aber findet einen Ersatz für sich in dem Sohne eines Brahmanen. Nun soll der Brahmane (Abraham) seinen eigenen Sohn als Ersatz des Ikschwâkiden (Jschâk) opfern, aber dieser fleht die Götter an, ihn zu befreien, und Uschas, die Göttin der Morgenröte, der Engel der Bibel, löst seine Bande. Zugleich ist von dem Könige die Krankheit genommen. In der biblischen Überlieferung sind die beiden Väter und Söhne in je e i n e Person zusammengefaßt worden ...“

Seite 89.

„Daß Indiens außerordentliche Geisteskultur in ihren Gipfelzeiten stets nach Osten und Westen gewirkt hat, wird immer sicherer, doch erst der Buddhismus hat eine nachdrückliche Missionstätigkeit entfaltet. Daß er hierin wie in vielen anderen Zügen dem Christentum verwandt ist, wurde sehr bald erkannt, ja es wurde bei dem späteren Buddhismus Beeinflussung durch das Christentum als möglich angenommen. Ausgeschlossen ist diese Rückwirkung nicht, jedenfalls aber ist bei dem um ein halbes Jahrtausend jüngeren offiziellen Christentum die umgekehrte Beeinflussung von vornherein wahrscheinlicher. Am geistigen Inhalte des Christentums jedoch hat der Buddhismus keinen sonderlich großen Anteil; dieser ist vielmehr durch den Parsismus gegeben. Literarisch verdankt ihm das Neue Testament, wie es scheint, die Form der Parabel. Ebenso sind die Spekulationen der ägyptisch-griechischen Gnosis, wie im Falle des Logos schon angedeutet, sehr wohl als Ausläufer der indischen zu denken, zumal es in Alexandria tatsächlich eine buddhistische Mission gab ...“

„In Buddha und Christus sieht man dagegen mit mehr Recht Parallelen. Beide sind Heilande, Inkarnationen des Weltgeistes, beide daher präexistent und jungfräulich geboren, beide noch nicht die letzten Heilande — namentlich im Johannis-Evangelium wird von dem Heiland der Endzeit, dem ‚Tröster' gesprochen —, beide Begriffe auch sind auf Personen übertragen worden, die wirklich gelebt haben, und in beiden Fällen zeigt sich eine Divergenz zwischen der historischen Persönlichkeit und der mystischen, zwischen deren Lehre und jener der unter ihren mystischen Namen gebildeten Kirchen ..."

Seite 104.

„... Wie Christus ist auch Buddha präexistent gedacht, seine Empfängnis ist ein Herabsteigen vom Himmel — die Stelle des „heiligen Geistes" vertritt statt der parsischen Vogelgestalt ein heiliger weißer Elefant, das Sinnbild der Sonne —, Wunder geschehen dabei: Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen, Gefangene werden in Freiheit gesetzt; mit dem Vollbewußtsein seiner göttlichen Natur und seiner Weltherrschaft tritt das Kind ins Dasein; Engel singen voller Freude über seine Geburt, ein frommer Greis preist sich glücklich, daß er den „Höchsten, aller Menschen Preis" noch sehen durfte, die Darstellung im Tempel erfolgt, wobei sich alle Götter vor dem Kinde verneigen. Als Knabe übertrifft Buddha seine eigenen Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften. Die rein menschlichen Motive, die nach den älteren Berichten den jungen Ehemann veranlaßten, sein Haus zu verlassen und die Mühsal eines wandernden Asketen auf sich zu nehmen, Motive, die bei der ähnlichen Gestalt des heiligen Franziskus von Assisi mit historischer Sicherheit überliefert sind, haben nun ihre Geltung verloren, da Buddha wie der Christus des Johannes-Evangeliums von allem Anfange sich als „Erleuchteten" fühlt. Eine dogmatische Inkonsequenz, die nur in der Aufnahme einer alten Versuchungsmythe ihren Grund hat, ist es, daß Buddha, der als allwissend und sündlos gedacht ist, gleichwohl noch von dem Dämon Mâra versucht werden kann. Auch die Erleuchtung unter dem heiligen Feigenbaum wäre nicht mehr nötig, aber sie, wie Buddhas Wirken als Lehrer und sein Tod, waren bereits durch frühere Schriften fixiert und wurden jetzt nur legendenhaft ausgeschmückt. Eine andere Inkonsequenz liegt darin, daß, obwohl in Buddha doch das Heil der Welt erschienen war, für die Endzeit ein neuer und letzter Buddha, der Paraklet des Johannes-Evangeliums, im Buddhismus Mettejja genannt — die Bedeutung des Wortes als personifiziertes Wohlwollen entspricht dem griechischen ‚Tröster' — prophezeit wird. Aber eben hierin ist die ursprüngliche Heilandsidee zu sehen: mit dem Erscheinen des Heilands mußte die Welt wirklich erlöst werden; bestanden die Leiden und Wirrnisse fort, so war noch ein neuer, der eigentliche Heiland zu erwarten."

Seite 106.

„. . . Die ‚Dschâtakas' in der kanonischen Form überliefern wie der ‚Rigweda' nur die Verse, nicht auch den prosaischen Zwischen- und eigentlichen Erzählungstext, doch ist dieser in Kommentaren nachgeholt. Dem Titel nach sind es Erzählungen von früheren Verkörperungen Buddhas teils in menschlicher, teils in tierischer Gestalt, wie auch die christliche Kirche den „Logos" schon in Personen der Vorzeit verkörpert gewesen sein läßt („logos spermatikos"). Gewisse Analogien mit der eigentlichen Buddhalegende werden hervorgekehrt, aber auch ältere Sagen nur dem neuen Vorstellungskreise mehr oder minder angepaßt. Die buddhistische Erzählungsliteratur ist so reich an Analogien mit jener des Westens. Die Parabel von dem Säemann, die aus den Evangelien bekannt ist, Christi Unterredung mit der Samariterin am Brunnen, die Seligpreisungen der Bergpredigt und ähnliche neutestamentliche Abschnitte finden sich schon hier[1]), ebenso aber griechische (äsopische) Tierfabeln, wie jene vom Esel in der Löwenhaut, von den Listen des Schakals, des indischen Reineke Fuchs, und von dem Kranich (hier Specht), der aus des Wolfes (hier des Löwen) Rachen einen Knochen zieht und statt Lohnes gesagt bekommt:

Der du mir Wildem, Blutdürst'gem, dem Täter grausen Mordeswerks,
In den Rachen den Kopf stecktest: daß du lebest, ist Lohn genug!

Aber auch das Salomonische Urteil des Alten Testamentes und so manche Fabeln des Boccaccio haben ihre buddhistische Fassung. Ein Gedicht von einer Reise durch Hölle und Himmel erinnert an die ‚Göttliche Komödie'. Wieviel davon ursprüngliches und gemeinindogermanisches Sagengut ist, was dagegen vom Westen übernommen wurde — ein Weg, der für die spätere Zeit besonders durch die Übernahme der buddhistischen Legenden von ‚Barlaam und Joasaph' bezeugt ist —, ist im einzelnen unsicher, doch wird, wenigstens für die Tierfabel, die sumerische Literatur Aufschluß geben können, wenn zu den bildlichen Darstellungen, die bisher entdeckt sind, auch die Texte der Fabeln aufgefunden werden."

[1]) Das neutestamentliche ‚Gehenna' scheint das indische **gahana**, ‚Abgrund', zu sein.